An literarischen Hilfsmitteln wurden benützt ausser den in erster Linie in Betracht kommenden Quellenwerken:

Diodori Siculi Bibliothecae historicae libri e recens. Wesselingii,
Herodotos, erklärt von K. Abicht,
Pausaniae Graeciae descriptio, ed. C. G. Siebelis,
Plutarchi Moralia, ed. D. Wyttenbach,
Strabonis Geographica, curantibus C. Müllero et F. Dübnero,
Die homerischen Hymnen, herausgegeben und erläutert v. Albert Gemoll,
hauptsächlich E. Curtius, griechische Geschichte, 4. Auflage,
Döllinger, Heidentum und Judentum; J. A. Hartung, Religion und Mythol. der Griechen,
K. F. Hermann, gottesdienstliche Altertümer; Hüllmann, Würdigung des Delph. Orakels,
Lasaulx, das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona (in den „Studien des klassischen Altertums" S. 283—315), und der Untergang des Hellenismus,
A. Mommsen, Delphika; K. O. Müller, die Dorier, 2. Auflage,
Nägelsbach, die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens,
Pauly, Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft,
Preller, griechische Mythologie, 2. Auflage,
Schömann, griech. Altertümer; Stiefelhagen, Theologie des Heidentums,
Wachsmuth, hellen. Altertumskunde, (II. 2.)
Welcker, griechische Götterlehre, und endlich an Programmen:
O. Crusius, Beiträge zur griechischen Mythologie und Religionsgeschichte, Leipzig 1886.
C. J. Ehlinger, De Apolline et oraculo ejus Delphico, Emmerich 1870,
L. Hoff, über Homer als Quelle für die griech. Geschichte, Attendorn 1878,
Gaisser, über die religiösen Grundideen in Herodots Weltanschauung, Rottweil 1871.
Kuhnke, die Politik des Delph. Orakels vor den Perserkriegen, Stargard 1868,
Lorentz, die Taube im Altertume, Wurzen 1886,
Plew, die Griechen in ihrem Verhältnis zu den Gottheiten fremder Völker, Danzig 1876,
Weniger, über das Collegium der Thyaden von Delphi, Eisenach 1876,
G. Wolff, De ultima oraculorum aetate, Berlin 1854.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das griechische Orakelwesen,
und besonders die Orakelstätten Dodona und Delphi.

Der Drang zu erfahren, was die Zukunft bringen werde, ist zwar etwas allgemein Menschliches, aber kaum bei einem Volk des Altertums war er so mächtig, wie bei dem Griechenvolk; „keines der alten Völker, die Hebräer nicht ausgenommen, war — wie Lasaulx im Eingang seiner Abhandlung über das Orakel zu Dodona sagt — mehr von dem Glauben erfüllt, dass das Zukünftige vorhergewusst werden könne, als die Griechen, die im ganzen betrachtet, vorzugsweise als die Repräsentanten geistig freier Lebensentwicklung in der Geschichte dastehen.“ So hat denn auch keine Nation sonst so vielerlei Mittel ausfindig zu machen gewusst, um den Schleier wegzuheben, der so vieles dem menschlichen Auge entzieht, was den Menschen zu wissen gelüstet. Die ganze weit verzweigte Kunst der Mantik diente bekanntlich diesem Zweck, eine Kunst die schon durch ihren Namen, weil mit *μαίνεσθαι* wurzeleins, auf die für das Vernehmen göttlicher Offenbarungen nötige geistige Erregung und erhöhte Seelenstimmung hinweist.

Dass man eine zweifache Mantik oder Divination unterschied, eine künstliche und eine kunstlose, ist schon aus Cicero (de divin. 18. 34) bekannt. Erstere bestand in der Beobachtung und Erklärung gewisser Zeichen, in denen man göttliche Winke sah; und deren waren es überaus viele: der Flug der Vögel, besonders der einzeln fliegenden Raubvögel; meteorologische Erscheinungen, wie Blitze, Donnerschläge, Sternschnuppen; der Befund in den Eingeweiden geopferter Tiere und die sonstigen Vorgänge beim Opfern; seltene und auffallende Erscheinungen wie Kometen oder Meteorsteine; Stimmen, die man auf einmal vernahm, der Ausfall beim Losen oder bei der Kleromantie u. s. f. Die kunstlose Mantik dagegen bestand darin, dass man im Traume oder im Zustand der Ekstase, wie man glaubte, göttliche Erleuchtungen empfing.

Diese Unterscheidung der Mantik ist nun freilich eigentümlich; denn schliesslich brauchte es bei der sog. kunstlosen nicht geringere Kunst, herauszubringen, was der Traum oder das in der Ekstase Ausgesprochene zu bedeuten habe, als bei jenen verschiedenen Arten der künstlichen Divination. Zu Grund liegt der frag-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Unterscheidung offenbar die gläubige Annahme, bei der künstlichen Mantik habe sich der *μάντις* mehr aktiv zu verhalten und von seinem Wissen und Können Gebrauch zu machen, bei der kunstlosen Mantik dagegen handle es sich seinerseits um ein lediglich passives Verhalten und Entgegennehmen dessen, was ihm die betreffende Gottheit mitteilen wolle.

Die Stätten oder vielmehr förmlichen Institute nun, an denen die eine oder andere Art von Mantik, manchmal aber auch verschiedene Arten neben einander*) geübt wurden, waren die Orakelstätten, *χρηστήρια* oder *μαντεῖα*, oracula. Mit letzterem Ausdruck, wie mit *χρηστήρια*, sind diese Orte als Spruchstätten bezeichnet, an welchen ein Gott (unter bestimmten Bedingungen) in der Regel sich vernehmen lasse oder spreche (*χρῆν*, orare), so dass also dort ein Orakelspruch (wieder oraculum, *χρησμὸς* oder *μαντεῖον*, auch *μάντευμα* oder *λόγιον*, auch *πρόφαντον***) oder allgemeiner *θεοπρόπιον*) zu bekommen sei; *μαντεῖα* dagegen heissen die Orakelorte als Stätten, wo Mantik getrieben wurde.

So und so oft nemlich knüpfte sich das, was an sich jedem möglich war, nemlich die Beobachtung derartiger Zeichen und die Entgegennahme höherer Erleuchtungen, an die man glaubte, an bestimmte Oertlichkeiten, an religiöse Mittelpunkte an und wurde mit dem Kult einer Gottheit verknüpft: es entstand eine förmliche Orakelstätte, die Weissagung gieng an die beim betreffenden Heiligtum wirkende Priesterschaft über, und die Priester übernahmen es, die erfolgenden Zeichen oder Sprüche oder Träume, die von dem Gott als dem Inhaber des Orakels kamen, oder endlich die Bescheide, die von den citierten Geistern verstorbener Menschen, wie man annahm, gegeben wurden, auszulegen und zu deuten. Dem entspricht die herkömmliche Einteilung der Orakel in Zeichen-, Spruch-, Traum- und Totenorakel. Bei den Zeichenorakeln bestand das Zeichen entweder in einem von selber kommenden Naturereignis, oder aber in dem Ergebnis des Losens oder Würfelwerfens; bei den Spruchorakeln sprach der Gott durch den Mund begeisterter Propheten. Die beiden andern Arten von Orakeln endlich erklären sich schon durch den Ausdruck.

So finden wir also, wie Curtius hervorhebt (I 457 f), „alle im Orient ersonnenen und ausgebildeten Mittel der Schicksalskunde, Würfel und Los, Traumbild und Konstellation, Opferrauch und Lichterscheinungen, tierische Stimmen und Bewegungen auch bei den Griechen in deutlichen Spuren wieder; aber das Erbe des Morgenlandes wurde doch nicht einfach herübergenommen, sondern umgestaltet und so zu einem nationalen Besitze gemacht“, knechtischer Fatalismus wurde abgewiesen und das Gewissen als eine von den Wahrzeichen unabhängige Stimme Gottes im Innern des Menschen anerkannt: über eine Pflicht, die uns ins Herz geschrieben ist, brauchen wir nicht erst noch Zeichen vom Himmel zu befragen. Dem Hektor, den man im

*) „Dieselbe Erscheinung, nemlich eine Vermischung verschiedener als Orakelsprüche geltender Offenbarungen finden wir ja auch bei unsern deutschen Vorfahren, die neben ihren weissagenden Frauen auch in ihren Hainen und sonstigen Aeusserungen der bewusstlosen Natur, ihren heiligen Pferden und dgl Organe der Göttersprüche fanden, alles gleichfalls unter Leitung der Priesterschaft.“ Mezger bei Pauly II 1128.

**) Nach dem Scholiasten zu Thuk. II 8 (bei Krüger) wäre *λόγιον* ein prosaisch abgefasster Orakelspruch, dagegen *χρησμὸς* ein solcher in Versen, was aber nicht durchweg sich bestätigt. (Mezger bei Pauly II 1125).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Augenblick wegen schlimmer Vorzeichen vom Kampf zurückhalten will, legt Homer, dieser älteste Zeuge griechischen Denkens, die Worte in den Mund (Iliade XII 241 ff):

Nein, wir folgen getrost dem Willen des Zeus, des Gewalt'gen,
Der die Unsterblichen alle beherrscht, wie die sterblichen Menschen.
Losung ist: Kampf für die Heimat! — Wo gäb's ein besseres Zeichen?

— ganz so, als handelte es sich um einen griechischen Helden.

Wohl trieben auch in Griechenland Wahrsager und Zeichendeuter ihr Unwesen wie anderwärts, und nach dem Masse seiner Bildung vertraute der einzelne diesen Künsten mehr oder weniger, „im allgemeinen aber wurden alle untergeordneten Formen der Mantik, welche in einem ängstlichen Beobachten sinnlicher Gegenstände bestand, und die künstliche Auslegung von Wahrzeichen, welche in ein handwerksmässiges Treiben niedriger und gewinnsüchtiger Art ausartete, frühe und allgemein dem Bereiche der Deisidämonie oder des Aberglaubens zugewiesen, und diejenige Weissagung allein, welche in einem durch Gottesnähe erhöhten Gemütszustand ihre Quelle hat, behauptete im öffentlichen Leben der Hellenen eine wichtige Bedeutung" (Curtius I 459 f): unter allen Orakelstätten wurden die Spruchorakel die hervorragendsten, und gar manches ursprüngliche Zeichen- oder Traumorakel scheint mit der Zeit, besonders bei dem alles überragenden Glanz des Delphischen Spruchorakels, auch in eine Art Spruchorakel umgestaltet, zeitgemäss reformiert worden zu sein. Dieses Aufkommen der Spruchorakel hängt freilich eng zusammen mit dem Umschwung, der sich in der Auffassung der Götter bei dem griechischen Volk überhaupt vollzogen hatte. An die Stelle der früheren Naturvergötterung*) war jene Theogonie, jener Götterstaat getreten, der uns bei Homer und Hesiod als bereits fertig und abgeschlossen entgegentritt. (Herodot II 53). „Vermenschlichte Götter wurden, wie Welcker sagt (II 8), der Menschheit so nahe gerückt, dass man alle Wahrsagung mehr und mehr einem persönlichen Gott zuwandte, der alle Verhältnisse der einzelnen und der Staaten klar und vollständig teilnehmend fasste."

Die berühmtesten Orakel des griechischen Volkes waren bekanntermassen das Orakel des Zeus zu Dodona und das des Apollo zu Delphi. Von diesen zweien reden wir aber im Augenblick aus später zu nennenden Gründen nicht näher. Zusammengestellt wird mit denselben gar oft als drittes dem Ansehen nach das auch von den Griechen oft befragte libysche des Ammon in der Oase Siwah; auch dort glaubte der Grieche die Sprüche von Zeus zu erhalten (Plew 19 f).

Dem Ruhm des delphischen kam — um zunächst, hauptsächlich nach geographischen Gesichtspunkten, eine kurze Umschau zu halten — unter den vielen apollinischen Orakeln keines näher, als das des didymäischen Apollo in der Nähe von Milet, dessen Verwaltung in den Händen des Priestergeschlechtes der Branchiden lag. Es war dort eine der kastalischen zu Delphi ähnliche Quelle, deren Wasser die Priesterin in Ekstase versetzte, sei es dass diese mantische Begeisterung schon durch das Trinken des Wassers oder, was wahrscheinlicher ist, dadurch herbeigeführt wurde, dass die Priesterin die aus der Quelle aufsteigenden Gase in sich aufnahm (Jamblich, de myster. III. 11 bei Schömann II 286: Herodot I 157). Bei den Griechen in Kleinasien gab

*) „Die ältesten Bewohner Griechenlands sahen die Sterne als Götter an." (Mommsen, Delph. 93, 1).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es überhaupt viele apollinische Orakel. Ausser dem eben genannten bei Milet hatten einen ganz bedeutenden Ruf das Orakel zu Klaros bei Kolophon und das zu Patara in Lykien. Im Heiligtum des klarischen Apollo weissagte nicht, wie vielfach an andern apollinischen Orakeln, eine Priesterin, sondern ein Priester, der aber einem bestimmten Familienkreise angehörte und in der Regel ein Milesier war. Er liess sich nur die Zahl und die Namen der den Gott Befragenden sagen; dann stieg er in eine Höhle hinab, trank von dem Wasser der dort fliessenden Quelle und erteilte nun seine in Verse gekleideten Orakelsprüche, obwohl er zumeist von Haus aus von Litteratur und Poesie nichts verstand, wie Tacitus ausdrücklich hervorhebt (Annal. II 54). Zu Patara dagegen war eine Frau als Prophetin (*πρόμαντις τοῦ θεοῦ*) thätig; sie hatte sich, wie Herodot (I 182) berichtet, des Umgangs mit einem Mann zu enthalten und wurde, wenn ein Orakel gegeben werden sollte, jedesmal über Nacht in den Tempel eingeschlossen, geradeso, wie die Priesterin des Zeus im ägyptischen Theben. Und nun glaubte man, in dem genannten Theben wie in Patara, der Gott komme des Nachts und offenbare der Priesterin, was für ein Bescheid zu geben sei. Herodot schickt diesem seinem Bericht die bezeichnenden Worte voraus: *φασὶ δὲ οἱ αὐτοὶ οὗτοι, ἐμοὶ μὲν οὐ πιστὰ λέγοντες* u. s. w.; also die Zumutung, solches zu glauben, erscheint auch ihm zu stark, obwohl er sonst für seine Person offenbar an Orakel und Weissagungen glaubte (Gaisser, 22), ja seine Gläubigkeit in solchem Mass zur Schau trägt, dass seine Erzählungen wirklich gar oft den Eindruck machen, als seien sie darauf angelegt, die Achtung vor Orakeln und Weissagungen einzuschärfen. (Schömann II 273). Neben diesen berühmten Orakeln Apollos auf kleinasiatischem Boden und vollends neben dem zu Delphi war das auf Delos entschieden weniger angesehen. (Wolff 17); man sieht dies schon an den spärlichen Nachrichten, die wir darüber haben. Aber Delos, dessen Orakel freilich gewiss jünger ist, als das delphische, (Mommsen Delph. 93), verknüpfte die apollinischen Stationen diesseits und jenseits des ägäischen Meeres, und „durch den Kanal des Euripos, dessen Fahrwasser so viel östliche Kultur an den Strand von Hellas geleitet hat, ist Euböa, das Vaterland der kymäischen Sibylle, sowie das gegenüberliegende Festland mit den Weissagestätten des griechischen Morgenlandes in Verbindung getreten; es wurden die Heiligtümer des ismenischen Apollo in Theben, das Ptoïon auf dem Berge, welcher die hylische Seeebene von der kopaischen trennt, in Phokis das Orakel von Abä gegründet“ (Curtius I 465).

Von allen griechischen Landschaften war überhaupt keine reicher an Orakelstätten, als Böotien mit seinen Bergen und unterirdischen Höhlen (Plutarch, de defectu oracul. 5 Wytt. 411 E). Das eben genannte Heiligtum des ismenischen Apollo (d. h. am Flusse Ismenos, und daher der Name) hatte die Eigentümlichkeit, dass dort, wie beim Zeusorakel in Olympia, aus dem geschlachteten Opfertier, aus der Opferflamme und Opferasche und sonstigen etwaigen Erscheinungen beim Opfern geweissagt wurde; es war also dieses wie das olympische, jedenfalls ursprünglich ein Zeichenorakel, mit der Zeit aber fieng man allem nach an, nicht nur negative oder aber positive Bescheide zu geben, zu diesem oder jenem geplanten Unternehmen zu raten oder abzuraten, sondern gab Orakelsprüche in Versen, wie man anderwärts that (Herodot VIII 134; Plutarch, vit. Lysandr. 29). Von dem Orakel des ptoischen Apollo dagegen erzählt uns Herodot

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als „grösstes Wunder“, der dortige Priester habe dem von Mardonios dorthin gesandten Karier Mys aus Europos ein Orakel in barbarischer Sprache gegeben, und die drei auserwählten Männer aus der Stadt, die den Spruch hätten aufzeichnen sollen, hätten so nicht gewusst, was anfangen; da habe der Europeer selber ihnen die Schreibtafel aus der Hand gerissen, die Worte des Propheten aufgeschrieben und bemerkt, das Orakel sei in karischer Sprache abgefasst (VIII 135). Endlich war ebenfalls in Böotien, und zwar zu Lebadea, auch die Höhle des Trophonios, das bedeutendste unter den Heroenorakeln. Pausanias, der selber dort war und in das Heiligtum hinabgestiegen ist, beschreibt uns ausführlich die komplizierten Gebräuche, die der Befragung des Orakels vorausgiengen und folgten. Auch hier wurde nach verschiedenen andern Opfern unmittelbar vor dem Hinabsteigen in die Höhle ein Widderopfer dargebracht. Das geschah in der Nacht, und aus den Eingeweiden des Tieres wurde zum voraus schon erschlossen, ob Trophonios den Befragenden gnädig aufnehmen werde oder nicht. Bei günstigen Zeichen folgten jetzt Waschungen, Salbungen und das Trinken aus zwei Quellen, aus der des Vergessens und der der Erinnerung: alle bisherigen Sorgen sollte der Pilger ablegen, dagegen das wohl im Gedächtnis behalten, was er unten sehen würde. Nach verschiedenen weiteren Zeremonien stieg man dann in einem besonderen Leibrock von Linnen und in besonderen Schuhen auf einer Leiter zu einer Oeffnung hinab, um von da von einer unsichtbaren Gewalt in eine weitere Tiefe gezogen zu werden. Hier, im eigentlichen Adyton, war es nicht immer dieselbe Art, auf welche man die Zukunft erfuhr: der eine sah etwas und der andere hörte etwas. War der Verehrer des Trophonios glücklich auf demselben Weg wieder herausgekommen aus der Höhle, so empfiengen ihn die Priester, denen er nun sagen musste, was er gesehen und gehört habe. Noch mochte er vom Schrecken wie betäubt sein; nun liess man ihn in die Kapelle des guten Glücks und des guten Genius tragen, wo er auch vor dem Hinabsteigen sich hatte etwas aufhalten müssen, und so kam ihm allmählich der volle Verstand wieder und sogar das Lachen, wie Pausanias besonders hervorhebt, wie es scheint, um das Gerede zurückzuweisen, wer den Trophonios einmal befragt habe, der könne nie mehr lachen. Schliesslich aber musste jeder auf einer Tafel verzeichnen, was er drunten gesehen und gehört hatte. (Pausan. IX 39 4 f). Nur einer fand einmal den Tod in der Tiefe, wie der nemliche Pausanias erzählt, ein Soldat von der Leibwache des Demetrios. Derselbe wollte von den Zeremonien vorher nichts wissen, sondern hoffte nur Gold und Silber aus dem Heiligtum mit fortnehmen zu können; aber wie die Sage gieng, kam seine Leiche auf einer anderen Seite wieder zum Vorschein, aber nicht beim sonstigen Eingang zur Höhle (l. c. 5). Was aber viel auffallender ist: trotz des offenbaren Humbugs, der bei diesem Orakel getrieben wurde, trotz des Spottes der attischen Komiker darüber und trotz einer besonderen Schrift des nicht unbedeutenden Peripatetikers Dikäarchos, in welcher dieser über „das Hinabsteigen in das Heiligtum des Trophonios“ handelte und die zügellose Ueppigkeit des dortigen Priestertums geisselte (Pauly II 997 f), erhielt sich, wie manch anderes, auch dieses Orakel bis ins dritte christliche Jahrhundert hinein (Wolff 17); der Anstoss aber zur Gründung dieses Orakels, wie so mancher anderer, war von Delphi ausgegangen: in einer Zeit der Dürre empfahl die Pythia den Böotiern, zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trophonios nach Lebadea zu gehen und bei diesem das Mittel, wodurch man Regen bekommen könne, sich sagen zu lassen. (Pausan. IX 40 1; cf. Preller II 502; Welcker II 14).

In der Nähe von Oropos, an der attisch-böotischen Grenze, war ein ebenfalls in verschiedenen Anliegen besuchtes Traumorakel des Heros Amphiaraos aus Argos. (Pausan. I 34 2). Die dieses Orakel Befragenden hatten sich desgleichen verschiedenen Reinigungen zu unterziehen, einer ziemlichen Anzahl von Gottheiten und Heroen Opfer darzubringen, durften drei Tage lang keinen Wein trinken und mussten vierundzwanzig Stunden fasten; dann opferte man dem Amphiaraos einen Widder, auf dessen Fell man nun im Tempel schlief, um so durch Jncubation das gewünschte Traumgesicht zu erhalten. (Philostrat., Apollon. v. Tyana II 37).

Aber das berühmteste Traumorakel war in Argolis, und zwar zu Epidauros. Es war dort ein Heiligtum des Aeskulap, und von diesem glaubte man, er könne alle möglichen Krankheiten heilen. Er hatte den Tempel immer voller Kranken, und wie auf Kos und in Trikka in Thessalien, waren dort viele Täfelchen aufbewahrt, auf denen angegeben war, wie der und der gesund geworden sei. (Strabo VIII 6 5. cf. Pausan. II 26.) Dem Tempel gegenüber schliefen die bei Aeskulap Hilfe suchenden in einem Rundbau, wie Pausanias erzählt (II 27 2 f); und da erwarteten sie einen Traum, in dem der Gott ihnen offenbaren werde, was gut für sie sei. Sache der Priester war es nachher, diesen Traum auszulegen und das Weitere zu bestimmen; denn dieses wie die vielen andern Heiligtümer des Asklepios waren offenbar Heilanstalten und darum auch vorzugsweise an solchen Orten angelegt, die durch ihre natürliche Lage, ihre gesunde Luft und ihr heilkräftiges Wasser dazu wie geschaffen waren. (Plutarch Quaestion. rom. 94); die Priester aber waren zugleich Aerzte und schrieben — freilich in Verbindung mit Opfern und Gebeten — dem Kranken auch eine gewisse Diät vor und bestimmte weitere Heilmittel.

Reich an solchen Asklepieen war auch Messenien und Lakonien, wenn auch die eigentliche ärztliche Kunst dort wohl nicht so ausgebildet war, wie in Epidauros, sowie weiter insbesondere in Pergamos in Kleinasien (Schömann II 296: Pauly-Teuffel I 465).

Aber, nebenbei gesagt, wurden auch andere Götter als Helfer in Krankheitsfällen verehrt, und ihre Tempel aufgesucht, um durch ein Traumorakel das Mittel zu finden, wieder gesund zu werden; so z. B. Dionysos zu Amphikäa oder Amphiklea in Phokis (Pausan. X 33 5), wo ebenfalls ein Priester, vom Gott, wie man annahm, begeistert, die Träume auslegte. Und in Acharaka, einem Flecken Kariens an der Strasse von Tralles nach Nysa, hatte auch Pluto ein medizinisches Orakel in der Charonshöhle (Strabo XIV 1 44; Pauly-Teuffel I 76).

Ein Orakel des Apollo Deiradiotes (d. h. des A. auf dem Bergrücken) in Argos ist besonders dadurch bemerkenswert, dass die dortige Priesterin in jungfräulicher Reinheit leben musste. Jeden Monat wurde hier bei Nacht ein Lamm geopfert; die Priesterin kostete von dem Opferblut und kam so in mantische Ekstase (Pausan. II 24 1 f).

Endlich hatte auch Achaja mehrere Orakel; so z. B. ein „untrügliches“ der Demeter bei Paträ, aber nur für Kranke: an einer dünnen Schnur liess man einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Spiegel in die Quelle vor dem Tempel hinab; der Spiegel durfte aber mit seinem Rande kaum das Wasser berühren; nun betete man zur Göttin, brachte ihr ein Rauchopfer dar und blickte in den Spiegel; dieser sollte jetzt zeigen, ob der Kranke am Leben bleibe oder sterbe (Pausan. VII 21 5).

Neben den bisher genannten besonders besuchten Orakelstätten (cf. Herodot I 46) bestanden endlich da und dort auch Totenorakel, d. h. Orte, wo man Geister citierte (ψυχοπομπεῖα); und damit war oft auch Nekyomantie oder Psychomantie verbunden, d. h. man beschwor die Geister von Abgeschiedenen herauf, um von ihnen Offenbarungen zu erhalten; so z. B. in Thesprotien am Acheronfluss (Herodot V. 92), in Grossgriechenland in der Nähe von Cumä am Avernersee (Strabo V 4 5), zu Heraklea in Bithynien (Plutarch, vit. Cimon. 6) u. s. f., überhaupt an Orten, wo man sich vorstellte, es sei dort ein Eingang in die Unterwelt, wenn auch die Wirksamkeit dieser letzteren Anstalten in der klassichen Zeit wenigstens keinen Vergleich aushält mit der der Zeichen- und vollends der Spruchorakel. (Nägelsbach, 190); Thessalien war besonders diejenige Landschaft von Hellas, in welcher derartige Zauberkünste mehr als anderswo geübt wurden, (Schömann II 305).

Soviel zunächst in Kürze über die hervorragendsten Orakelstätten der griechischen Welt; aber die Zahl der griechischen Orakel überhaupt war überaus gross; van Dalen z. B. zählte deren über 260 (Wachsmuth, II 2 268). Freilich von vielen wissen wir nicht viel mehr, als den Namen, und viele hatten offenbar auch nur eine vorübergehende Existenz; ihr Ruf schwand gar bald wieder, und durch Orakelorte zweiten und ersten Ranges sahen sie sich in Schatten gestellt. Aber so viel ist klar, dass man mit Recht den Umfang und Charakter dieses griechischen Orakelwesens eine in der Geschichte einzig dastehende Erscheinung genannt hat. Kein italisches Volk z. B. hatte lebendige Orakel, wie die Griechen, wo die Gottheit, wie man wenigstens glaubte, durch den Mund ihres Priesters oder ihrer Priesterin den Fragenden sich offenbarte (Niebuhr, röm. Gesch. 2. A. I 532); und wie in Italien, so war in Skandinavien, bei den Slaven, Kelten und Indern die Herrschaft der Orakel in den wichtigsten Fragen des öffentlichen und Privatlebens einfach unbekannt (Welcker II 9). Freilich auffallen kann uns diese grosse Ausdehnung des griechischen Orakelwesens nicht. Bei der grossen Zahl seiner Götter, bei seiner Anschauung, ihre Macht sei eine beschränkte und ebenso launenhaft ausgeübte, musste dem Griechen die Zukunft viel unsicherer, dunkler und gefahrvoller erscheinen, als dies nachher bei denjenigen Völkern der Fall war, die auf dem Boden des Christentums standen und statt an einen Neid der Gottheit zu denken, in Gott einen liebevollen, für alle und alles sorgenden, vorsehenden Vater sahen; gar nicht zu reden davon, dass der Grieche kein geschriebenes Sittengesetz, keinen Katechismus hatte, der ihn in so und so viel Fällen über seine Pflicht unterrichtet und auf einen sichern Weg gewiesen hätte. Wohl war das Gesetz in sein Herz geschrieben (Röm. 2 15), er trug in seiner Brust jene umgeschriebenen Gesetze, von denen auch in den Klassikern so manchmal die Rede ist (z. B. Plato, de leg. VII 793 A; Thukyd II 37 3; Sophokl., Antig. 450 ff; Demosthenes, vom Kranz 275 u. s. f.); aber wie viele Zweifel konnten entstehen, sobald es sich um Folgerungen aus dem Naturgesetz und um die Anwendung der Regel auf diesen und jenen Fall

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

handelte! So war man denn nur zu oft im Unklaren darüber, was der Wille der Gottheit sei; und um so mehr ängstigten diese Zweifel, und beunruhigte der Blick auf die Zukunft. Darum ist es begreiflich, wenn ausser den sonstigen Mitteln, diese Zukunft und den Willen der Götter zu erforschen, Orakelsprüche so zu sagen zum täglichen Brot der Griechen gehörten (Döllinger 187). Dazu endlich jene Fragen und Zweifel ritueller Art, hervorgerufen durch diesen so ganz eigentümlichen Kultus von so und so vielen Göttern, von denen so leicht einer sich verletzt und hintangesetzt fühlen konnte, und hervorgerufen durch die Sorge, ob alles wirklich bei der Opferhandlung so vorgenommen worden sei, wie die betreffende Gottheit es haben wolle. Wer anders, als die Gottheit selber konnte hier wieder den Zweifel lösen und die Gewissen beruhigen?

„Unser lieber Apollo — sagt deswegen ein rechter altgläubiger Heide, Plutarch,*) hilft offenbar durch die Sprüche, die er den das Orakel Befragenden zu teil werden lässt, den Verlegenheiten im Leben ab und macht ihnen ein Ende“ (de εἰ delp. 1). Gerade Apollo war es ja, der den meisten Spruchorakeln vorstand, wenn auch dies nur als „Διὸς προφήτης . . πατρός“, wie es in den Eumeniden des Aeschylos heisst (19); seine Sprüche sind auch die des Zeus (l. c. 678). Zeus ist, wie er schon in der Iliade genannt wird, „πανομφαῖος“ (VIII 250), der Inhaber aller göttlichen Offenbarungen, seien es Zeichen oder Orakel, welche die Zukunft verkünden. Es zeigt sich in dieser Auffassung jener eigentümliche Zug zum Monotheismus, der uns auch sonst in so manchen Erscheinungen bei den alten Klassikern entgegentritt (cf. Nägelsbach, 138 ff). In solcher Weise ist das griechische Orakelwesen trotz all' seiner Irrgänge freilich ein beredtes Zeugnis für eine gewisse Religiosität des Griechenvolkes; es war ihm ein Bedürfnis, in den Schwierigkeiten des Lebens, wie in den Fragen des Gewissens, einen möglichst sicheren Weg zu gehen und eben deswegen göttliche Belehrung zu suchen (cf. Xenophon, Memorab. I 1. 6; Cic. de divinat. I 54 122). Es wandelte, was religiöse Begriffe betrifft, in rechter Nacht; Gott liess es, wie die andern heidnischen Völker, seine Wege gehen (Apostelgesch. 14 15); aber es ahnte wenigstens Besseres und bezeugte seine Erlösungsbedürftigkeit, und in erster Linie sein Bedürfnis nach religiöser Belehrung in unverkennbarer Weise.

Aber es erhebt sich die Frage: woher kam in Wirklichkeit diese Belehrung, die von den griechischen Orakelstätten ausgieng, wie immer sie nun auch beschaffen sein mochte? oder mit andern Worten: wie ist das griechische Orakelwesen zu erklären?

Auf diese Frage sind bekanntlich die verschiedensten Antworten gegeben worden. Dieselben lassen sich hauptsächlich in zwei Klassen abteilen: man nahm teils einen übernatürlichen, teils einen natürlichen Erklärungsgrund für das Orakelwesen an. Ersteres that der altgläubige Heide: so gut er an seinen Zeus oder Poseidon oder Apollo glaubte, so gut nahm er auch an, an der Orakelstätte werde ihm durch Vermittlung des Priesters oder der Priesterin der Wille des Gottes geoffenbart. Andere dagegen schrieben im Zusammenhang mit dem, was Philosophen, wie Empedokles, Plato, Xenokrates und Chrysippos über die Dämonen, diese Mittelwesen zwischen den Göttern und Menschen, lehrten, eben diesen Dämonen oder Genien die

*) Sein Grundsatz ist τὴν εὐσεβῆ καὶ πάτριον μὴ προίεσθαι πίστιν (de Pyth. orac. 18).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Offenbarungen zu, die an den Orakelstätten angeblich erfolgten (Plutarch, de def. orac. 15 f). Diese letzere Auffassung bildet in eigentümlicher Weise den Uebergang zu der in der christlichen Zeit mit aller Entschiedenheit auftretenden Anschauung, wornach allerdings Dämonen, aber nicht gute, sondern bösse Geister, gefallene Engel es waren, welche die grauenhaften Ekstasen bei den Orakeln hervorriefen und die Einbildungskraft verwirrten Darin stimmen alle christlichen Apologeten der ersten Jahrhunderte überein (Möhler, Patrologie I 804). Sie folgen damit, — um zunächst die Beurteilung, welche der Götzendienst und das, was mit ihm zusammenhängt, sonst im A. und N. T. findet, hier zu übergehen — dem Vorgang des Völkerapostels. In der Apostelgeschichte (XVI. 16 ff) ist bekanntlich erzählt, während des Aufenthaltes des hl. Paulus in der lydischen Stadt Thyatira sei dem Apostel eine „*παιδίσκη ἔχουσα πνεῦμα πύθωνος*“, also ein von einem Wahrsagergeist besessenes Mädchen entgegengekommen, das seiner Herrschaft mit Wahrsagen viel Geld eingetragen habe. Sie folgte dem Paulus und seinen Begleitern nach „und rief: diese Menschen sind Diener des höchsten Gottes, die euch den Weg des Heiles verkünden. Dies that sie viele Tage lang*) ... da sprach Paulus zu dem Geiste: Ich befehle dir im Namen Jesu Christi, von ihr auszufahren. Und in derselben Stunde fuhr er aus.“ Also wahrsagende böse Geister übten nach der Anschauung der Verteidiger des Christentums bei diesen mantischen Ekstasen an den Orakelstätten ihren Einfluss aus. „Was könnte es für einen ausgesuchteren Genuss für sie geben — sagt z. B. Tertullian in seinem berühmten Apolegeticum (cp. 22) — als wenn diese Dämonen den Menschen von dem Gedanken an die wahre Gottheit durch falsche Vorspiegelungen abwendig machen können? sie suchen es der Gottheit gleich zu thun, obwohl sie die Sehergabe nur stehlen.“ Und Tertullian fährt fort: „Von den Orakeln, wie erfinderisch sie da die Zweideutigkeiten für den Erfolg herrichten (ambiguitates temperant in eventus), davon wissen Krösus und Pyrrhus zu erzählen“. Und der genannte Kirchenschriftsteller erklärt noch näher: „Dass eine Schildkröte mit Schaffleisch zusammengekocht werde (cf. Herodot I 47), meldet übrigens der pythische Apollo, weil er im Augenblick in Lydien gewesen war. Denn jeder Geist ist wie beflügelt, und so sind die Engel und Dämonen im Augenblick überall. Der ganze Erdkreis ist für sie ein einziger Punkt. Weil sie aber in der Luft wohnen und Nachbarn der Gestirne und den Wolken nahe sind, haben sie auch gut wissen, was am Himmel sich vorbereitet, so dass sie den Regen, den sie schon fühlen, versprechen können.“ So Tertullian.

Nicht weniger bestimmt redet der hl. Augustin; so z. B. in seinem herrlichen Werk „de civitate Dei“, das man mit Recht „die tiefste und gedankenreichste Apologie des Christentums gegenüber dem Heidentum“ genannt hat. Er sagt dort (VIII 22): „Die Dämonen beherrschen viele, die der Teilnahme an der wahren Religion ganz unwürdig sind, wie Gefangene und Unterjochte, und den grössten Teil derselben haben

*) Im Hinblick auf das Folgende mag es nicht überflüssig sein, auf die Erklärung hinzuweisen, die z. B. der hl. Johannes Chrysostomus zu diesem eigentümlichen Zeugnis für die Wahrheit aus dem Munde eines Dämon gibt. „Warum — sagt er — that der Dämon wohl das? Er that dies, um die Ordnung der Dinge zu verkehren, um sich das Ansehen der Apostel anzumassen, und um die Aufmerksamkeit der Menge für sich zu gewinnen.“ (29 Homil. über den I. Kor. Br., 3).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie durch wunderbare und trügerische Zeichen — Thaten oder Weissagungen — zum Glauben gebracht, sie seien Götter.“ Weil sie nemlich einige uns verborgene Zeichen besser kennen, sehen sie — wie der heilige Kirchenlehrer später ausführt (l. c. IX 22) — viel mehr Zukünftiges, als die Menschen, voraus, sagen auch manchmal vorher, was sie selbst herbeiführen, täuschen sich aber oftmals, so dass sie die Menschen durch falsche Orakel berücken (cf. XVIII 24). Und in einer besonderen Abhandlung, in der Schrift de divinatione daemonum, weist Augustinus den grossen Unterschied nach zwischen den mit Gottes Zulassung wirklich vorgekommenen Vorhersagungen der Dämonen und den Weissagungen der Propheten.

Aus der griechischen Kirche wollen wir der Kürze wegen wiederum nur ein paar Zeugen für die in Rede stehende Anschauung anführen, einmal den Kirchenschriftteller Origenes (gest. 254), zu dessen Zeit wie zur Zeit Tertullians (gest. um 240) noch das eine und andere Orakel ein, wenn auch kümmerliches Dasein fristete (adv. Celsum I 70). Origenes ist ein Zeuge, dessen reichem Talent, dessen Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit bekanntlich auch seine erklärten Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen mussten.*) (Möhler, Patrol. I 568). Auch für Origenes nun steht es fest: „alle Verehrung der Götter ist nur Dämonendienst; die Gabe der Weissagung, die an sich weder gut noch bös ist, haben diese gefallenen Engel nun dazu gebraucht, die Menschen zu täuschen, sie von Gott und dem reinen Dienst, der ihm gebührt, abwendig zu machen. Solche Geister aber für böse zu halten, ist eine Forderung der Vernunft“. (contra Cels. VII 5 und 69; cf. VIII 54.) „Wenn der delphische Apollo ein Gott wäre, sagt Origenes weiter, hätte er sich dann nicht eher einen weisen Mann zu seinem Propheten ausersehen müssen, oder wenn ein solcher sich nicht fand, wenigstens einen Mann, dem es darum zu thun war, in der Weisheit Fortschritte zu machen?.. Doch nein, dieser von den Griechen so hoch gefeierte Gott hielt weder einen wissenschaftlich gebildeten Mann, noch überhaupt einen Mann für würdig, von ihm begeistert zu werden.“ (l. c. 5 und 6.) „Ist die Pythia ausser sich und ihrer nicht mächtig, wenn sie Orakel giebt, für was für einen Geist muss man dann den halten, welcher Finsterniss über den Verstand bringt und über das Denken? Doch offenbar für einen solchen, wie die Dämonen sind, welche von nicht wenigen Christen aus den Besessenen ausgetrieben werden .. und zwar lediglich durch das Gebet und durch einfache Beschwörungsformeln“. (l. c. 4; cf. I 6.) So Origenes.

Ebenso weist der hl. Kirchenvater Johannes Chrysostomus bei der Erklärung der Anfangsworte des 12. Kapitels im ersten Korintherbrief auf diese Eigentümlichkeit der heidnischen Wahrsagerei überhaupt hin; er sagt: „Wenn jemand in einem Götzentempel von einem unreinen Geist ergriffen weissagte, so wurde er wie mit Gewalt und wie ein Gefangener von dem Geiste angetrieben, ohne zu wissen, was er sagte: denn das ist charakteristisch für die Wahrsager: sie kommen ausser sich, kommen in gewaltsame Zuckungen wie Rasende ..; nicht so der Prophet. Er spricht vielmehr alles mit nüchternem Geiste, bei vollem Gebrauch der Vernunft (29 Homil. über den

*) Die Eigentümlichkeiten der Dämonenlehre des Origenes kommen für unsere Frage hier nicht in Betracht. (cf. Röhm, ausgew. Schriften des Orig. III 553 ff.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1. Kor.-Brief, 1); „dem Teufel ist es eigen, Verwirrung und Raserei und dichte Finsternis anzustiften; Gott aber erleuchtet und lehrt mit Weissheit, was zum Heile ist.“ (l. c. 2 sub fin.)

Wenn aber die Kirchenväter so in dem griechischen und überhaupt in dem heidnischen Orakelwesen dämonische Kräfte wirksam sehen, so verkennen sie dabei begreiflicher Weise nicht, dass zum voraus auch viel Betrug von Seiten der diese Orakelinstitute leitenden Priester mitunterlaufen seien.

Während so Jahrhunderte lang die Ansicht der Kirchenväter bezüglich des griechischen Orakelwesens im grossen und ganzen die Herrschaft behauptete, trat im 17. Jahrhundert der holländische Arzt van Dalen in zwei Dissertationen (de oraculis ethnicorum, de ipsorum duratione ac defectu und de eorundem auctoribus) mit der Behauptung auf, es sei bei dem Orakelwesen nur Priesterbetrug als Erklärungsgrund anzunehmen, also von einer übernatürlichen Ursache sei keine Rede dabei. Gottsched übersetzte die Abhandlungen ins Deutsche und Fontenelle ins Französische. Im Wesentlichen wie van Dalen dachten der hervorragende holländische Kalvinist Jakob Basnage (gest. 1723), der bedeutende Genfer Theologe Jean le Clerc (gest. 1736) und der Göttinger Kanzler Mosheim (gest. 1755). Gegen van Dalens Anschauungen über unsere Frage trat der französische Jesuite Baltus auf (Réponse à l'histoire des Oracles de Fortenelle und Suite de la réponse à l'histoire); er schrieb fast sämtliche Erscheinungen im Orakelwesen dem Teufel zu. Andere, wie z. B. Mamachi und Zaccaria, erklärten die Orakel teils als Betrügerei, teils als Teufelswerk. (Hettinger, Fundamentaltheologie I 244.) Lasaulx spricht sich in der schon Eingangs genannten Abhandlung (S. 283 in Stud. des klass. Altert.) dahin aus: „An durchgängige Täuschung und absichtlichen Trug bei allen angeführten Thatsachen zu denken, wäre unhistorisch und unpsychologisch; denn es würde damit behauptet, dass das geistreichste Volk und seine grössten Denker die betrogenen Spielwerke weniger Priester gewesen seien“. Ebenso entschieden lehnt Welcker die Auffassung van Dalens ab; er sagt geradezu, diese seit van Dalen von so vielen Philologen gehegte Ansicht sei ohne alle Einsicht in die Sache und nicht der Rede wert. (II 18.) Lasaulx kommt aber dann auf die später zu beurteilende Annahme zurück, die Seele habe eine gewisse mantische Kraft, die im Grunde nicht wunderbarer sei, als die mnemonische, d. h. es gehe ebenso natürlich her, wenn die Seele das noch erst Zukünftige vorausahne, als wenn sie das nimmer Daseiende oder Vergangene nachempfinde; (l. c. 288) die Seele werde in die Prinzipien der Dinge verzückt, nehme so teil am „Seinwissen Gottes“ (289), und darin habe die mantische Ekstase der Priesterinnen an Orakelstätten bestanden.

Wie die Genannten, bestreitet auch Nägelsbach „die Notwendigkeit“, speziell „das delphische Orakelwesen in Griechenlands bester Zeit für geschickte Betrügerei zu erklären“ (nachhom. Theol. 187); Karl Friedr. Hermann sodann spricht seine Ansicht dahin aus, dass die bei den apollinischen Spruchorakeln so vielfach vorgekommene Ekstase ebenso wenig blossem Betrug, als unmittelbaren dämonischen Einwirkungen beigelegt werden dürfe, erhelle schon daraus, dass sich an allen jenen Orakelstätten Quellen und sonstige Naturerscheinungen befunden hätten, denen man eine begeisternde Kraft beigelegt habe; und wenn von absichtlichen Täuschungen die Rede

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein könne, so treffe dies jedenfalls nur die Mittelspersonen und Priester. (Gottesdienstl. Alt. 195); aber das Extrem van Dalens, „überall nur Pfaffentrug und berechnete Gaukelspiele zu wittern, sei von der neueren Kritik mit Recht in seine Schranken zurückgewiesen (197).

Aber auf was ist dann die Thätigkeit dieser Orakelinstitute zurückzuführen, wenn Betrug von vorn herein, wie unmittelbarer dämonischer Einfluss, geleugnet wird? Die Antwort, welche die Neueren auf diese Frage geben, lautet: Die glückliche Lage und die geistige Bedeutung der leitenden Priesterkollegien ist es gewesen, welche einzelnen Orakelstätten eine besondere Geltung verschafft hat. (Curtius I 465; cf. Schömann II 284.) Näherhin unterscheidet man — und das jedenfalls mit Recht — bei den einzelnen Orakelstätten, wie beim ganzen Orakelwesen, verschiedene Perioden: was für die Zeit des Aufkommens dieser Institute, für die Zeit einer gewissen Gläubigkeit ihrem Wirken gegenüber wie auf seiten der am Orakel wirkenden Priesterschaft gilt, gilt nicht notwendig auch für eine zweite Periode des eindringenden Skepticismus und noch weniger für die Zeit, in welcher „politischer Verstand das Orakel zu leiten fortfuhr“ (Müller, Dorier I 342).

Wenn nun aber, wie es scheint, heutzutage ziemlich unbestritten anerkannt wird, dass die Mittel, die da und dort an den Orakelanstalten angewandt wurden, um die mantische Ekstase kervorzurufen, der Hauch einer Kluft, das Käuen des Lorbeers, das Trinken von Quellwasser, an sich etwas sehr Harmloses waren, wodurch eine solche übernatürliche Wirkung, wie Erleuchtung über diese und jene Frage, nicht hervorgebracht werden konnte, und dass „früh die äussere Form ein bedeutungsloses Spiel wurde“ (Müller l. c.); wenn man zugiebt: „die Pythia war im Grund bloss da, um Figur zu machen, während ihrem Beistande (dem auslegenden Priester) die Arbeit zufiel (A. Mommsen, Delph. 98): so erhebt sich um so mehr die Frage: genügt die Ansicht jener neueren Philologen, wie Ernst Curtius, um wirklich ganz und voll das griechische Orakelwesen zu erklären, oder sind wir vielleicht genötigt unter Anerkennung des Wahren an jener Auffassung auf die Anschauung der Kirchenväter zurückzugehen und jedenfalls teilweise dämonischen Einfluss beim griechischen Orakelwesen anzunehmen? Es ist das heute noch die Auffassung der katholischen Theologen. „Dass im Heidentum — sagt z. B. einer der hervorragendsten Dogmatiker des katholischen Deutschland — die Orakel und Pseudo-Wunder zum Teil wenigstens dämonischen Ursprungs waren, deutet die hl. Schrift klar genug an.“ (Heinrich, dogm. Theol. V 818.) Und zweifellos der erste unter den katholischen Apologeten Deutschlands erklärt: „Es muss eine ausserirdische Kausalität hier (bei dem fraglichen Orakelwesen) einwirken; der ganze Vorgang, seine religiösen und sittlichen Wirkungen beweisen, dass er nicht von guten Geistern ausgeht. . . Wir schliessen die natürlichen Faktoren hiebei nicht aus; sie mögen diesen finstern Mächten die Wege bahnen; denn wo Bewusstsein und Freiheit gebunden und die niederen Seelenkräfte entfesselt sind, da steht die Seele jenen höllischen Mächten offen“. (Hettinger, Fundamentaltheol. I 247.) „Aus wildem Naturrausch und rasendem Sinnentaunel kann kein heiliger noch guter Geist sprechen.“ (Hettinger, Apologie des Christentums 2. A. I 2 188; cf. Vergil, Aeneide VI 47 ff; Lucan, Pharsal. V. 169 ff.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dass diese Anschauung die richtige ist und das in Rede stehende Orakelwesen mit seiner ganzen eigentümlichen Wirksamkeit nur so erklärt werden kann, dass also hier neben teilweise offenkundigen natürlichen Faktoren vielfach ein solcher übernatürlicher Faktor spielte, das wollen wir im Nachstehenden darzuthun versuchen und deswegen das Entstehen, die Wirksamkeit und das Vergehen der beiden berühmtesten Orakelstätten Dodona und Delphi näher ins Auge fassen. Eine solche Beschränkung erscheint einmal geboten durch den beschränkten Raum eines Gymnasialprogramms, wenn wir den reichen Stoff auch in zwei Abteilungen zerlegen, und andererseits ist eine solche Beschränkung durch den Umstand nahegelegt, dass wir fast nur über diese zwei Orakelanstalten eingehendere Nachrichten haben. Daher die Thatsache, dass bei der Behandlung des griechischen Orakelwesens die genannten zwei Institute in der Regel hauptsächlich, beziehungsweise, (wenigstens soweit es sich um eine eingehendere Besprechung handelt) fast ausschliesslich zur Sprache kommen. (cf. Nägelsbach 179 ff.; Wachsmuth 261 ff.; Welker II 9 ff u. s. f.)

Während nach den Berichten von solchen, die in neuerer Zeit die Oase des Siwah, das alte Ammonium, besucht haben, dort, wenn auch nicht der alte Prachtbau, wohl aber der kleine Tempel noch zu sehen sein soll, worin Orakel gegeben wurden, (Weiss, Lehrbuch der Weltgesch. 2. A. I 178), ist die Lage des Heiligtums von Dodona nicht mehr mit Sicherheit auszumitteln; aber aller Wahrscheinlichkeit nach lag es zwischen dem Fusse des Tomaros- oder Tmaros-Gebirge und dem Ostrande des Sees in dem herrlichen Thal, in welchem heutigen Tags Jannina liegt. (Strabo VII 7 11; Bursian, Geogr. v. Griechenl. I 21.) Die Pracht und den Reichtum der Gegend schildert schon das 80. Hesiodische Fragment mit den Worten: „Es ist ein Land Hellopia, reich an Saatfeldern und Wiesen, an Schafen und schleppend daher kommenden Rindern, und viele Geschlechter sterblicher Menschen bewohnen es. Dort am äussersten Rande ist Dodona hochummauert, von Zeus zu seinem Orakel erkoren und von den Menschen geehrt, die sich da alle Sehersprüche holen“.

Das also war die Stätte, die während mehr als zweitausend Jahren die Aufmerksamkeit von hunderten und aberhunderten auf sich zog. Das eigentliche Kultgebäude war, wie K. O. Müller und Bursian annehmen, nur unbedeutend, mehr eine Kapelle, als ein förmlicher Tempel, aber es war mit Säulenhallen umgeben (Polyb., Histor. IV 67 3; Bursian l. c. 23), und jedenfalls reich an Weihegeschenken, diesen stummen Zeugen des hohen Ansehens, in welchem das dodonäische Orakel zweifellos stand.

Aber woher dieses Ansehen? Wie ist das Zeus-Orakel von Dodona entstanden? Befragen wir darüber zunächt die älteste Quelle der griechischen Geschichte, den Homer! Es sind bekannte Verse in der Iliade, in welchen von Dodona zum ersten Mal die Rede ist. (XVI 233 ff.) Achill hat endlich seine Einwilligung dazu gegeben, dass Patroklos in des Peliden Rüstung in den Kampf zieht, um den Troern Schrecken einzujagen und dem bedrohten Schiffslager Rettung zu schaffen. Der Sohn des Menötios zieht aus mit den Myrmidonen. Da bringt Achill in der Sorge um den Freund dem Zeus ein Trankopfer und betet: „Herrscher Zeus, Dodonäischer, Pelasgischer, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

du ferne wohnest und in dem arg winterlichen Dodona waltest, wo die Seller umherwohnen, deine Ausleger, mit ungewaschenen Füssen und auf dem Boden gelagert (*ὑποφῆται**) *ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι*), . . erfülle auch jetzt mir diesen Wunsch"! Nun haben freilich von den Alten wie von den Neueren manche angenommen, Achill habe hier ein in seiner Heimat gelegenes Dodona im Auge; dieses in der thessalichen Landschaft Pelasgiotis (Strabo VII 7 12) befindliche und im Schiffskatalog (Il. II 750) erwähnte Dodona sei aber in späterer Zeit ganz verschollen gewesen, einen Namen habe nurmehr das epirotische Dodona gehabt oder das thesprotische, wie man es auch nannte, sofern das Gebiet von Dodona selbst als ein Teil von Thesprotien betrachtet wurde. (Strabo VII 7 11.**) So z. B. Welcker (I 199), Bursian (I 25), Fäsi-Franke (zu der Stelle). Aber mag auch wirklich bei dem Ansehen des thesprotischen Orakels das eingegangene Mutterorakel in Thessalien längst vergessen worden sein, als ob es nie existiert hätte, in der Odyssee (XIV 327; cf. XIX 296) ist jedenfalls an das thesprotische Dodona zu denken. Homer lässt dort den Odysseus erzählen, er sei nach Dodona gezogen, „um aus der hochbelaubten Eiche des Zeus Ratschluss wegen seiner Heimkehr zu erfahren". Einig sind die Ausleger zweifellos darin, dass Homer das eine wie das andere Dodona als ein pelasgisches und damit uraltes Heiligtum angesehen wissen will; und das ist es, was uns hier zunächst interessiert.

Die erste Antwort also, die wir auf obige Frage nach der Entstehung des Orakels im thesprotischen Dodona erhalten, ist die: es ist, wie der dortige Zeuskult, pelasgischen Ursprungs. Was ist aber damit gesagt? Wer waren die Pelasger?

Das ist bekanntermassen eine strittige Frage. Die einen verstehen darunter jenen Zweig der grossen arischen Völkerfamilie, der sich später in Italiker und Hellenen schied; andere sehen in den Pelasgern und Hellenen in der Hauptsache dasselbe Volk, nur seien die Hellenen „die Stämme, die mit besondern Anlagen ausgestattet, von besonderer Thatkraft beseelt, aus der Masse eines grossen Volkes hervorgetreten seien" (E. Curtius I 29). Wieder andere sind der Ansicht, mit dem allgemeinen Namen Pelasger habe man später jene semitischen, näherhin phönizischen Stämme bezeichnet, die sich auf den griechischen Inseln und vorzugsweise an der östlichen Küste von Griechenland niedergelassen hätten, und nur fälschlich habe man so auch die illyrischen Ureinwohner von Epirus und andern griechischen Landschaften bezeichnet. Nach Otto Crusius dagegen (Beiträge 26) „müssen diese hochgebildeten Turmbauer und Ackerbauer . . ein orientalisches Volk gewesen sein, wenn nicht von semitischer Herkunft, so doch mit semitischer, der griechischen offenbar überlegener Kultur", vielleicht Lydier (l. c. 27). Diese Ueberlegenheit der pelasgischen Kultur zeigte sich allerdings in dem langen Bestand des dodonäischen Orakels und in dem durch das Orakel so

---

*) Oder, wie in den Schol. graec. ad H. Iliad., (ed. Dindorfius) zu der Stelle erklärt wird, *ὑπομάντεις, ἱερεῖς, ὅ ἐστι χρησμῳδοί, θεολόγοι, προφῆται. προφήτας γὰρ λέγουσι τοὺς περὶ τὰ χρηστήρια ἀσχολουμένους* (die bei den Orakelstätten Beschäftigten) *καὶ τὰς μαντείας τὰς γινομένας ὑπὸ τῶν ἱερέων ἐκφέροντας.*

**) So auch in den eben citierten Scholien: *Δωδῶναι δὲ δύο, ἡ μὲν Θεσσαλίας, ἡ δὲ Μολοσσίας.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lange Zeit geübten Einfluss auf weite Kreise des griechischen Volkes und sogar des Auslandes. Mit dem Zeuskult, der hier geübt wurde, und mit dem Orakel, das sich daran anknüpfte, wurde Dodona ein Zentrum dieses freilich höchst eigentümlichen religiösen Lebens, bis es später in dieser Beziehung von Delphi überflügelt wurde.

Man hat nun allerdings in neuerer Zeit geglaubt die Entstehung des Zeuskultes in Dodona sehr begreiflich machen zu können; man hat darauf hingewiesen, das Thal von Jannina zeichne sich vor allen anderen Gegenden Griechenlands durch die Häufigkeit und den heftigen Charakter seiner Gewitter aus (Mommsen, Delph. 4 f.*) In solcher Gegend vor allem also, habe man geglaubt, throne der höchste Gott Zeus als *νεφελη-γερέτης, ὄμβριος*. Aber die Entstehung vollends des Orakels kann man allein damit nicht erklären wollen; wie uns scheint, schon deswegen nicht, weil in den ältesten Zeugnissen für die Wirksamkeit des Orakels eben so wenig, als in jüngeren, dem „Blitzeschleuderer" als solchem die Thätigkeit als Orakelgott zugeschrieben wird. Wäre dann zudem nicht zu erwarten gewesen, dass man in Dodona, statt „aus der hochbelaubten Eiche", aus Donner und Blitz den Willen des Zeus erforscht hätte? Aber davon ist nirgends die Rede. Darum schliessen wir, es müssen bei Entstehung des fraglichen Orakels noch ganz andere Faktoren mitgewirkt haben.

Aber wir haben bis jetzt nur einen Punkt ins Auge gefasst, über den uns Homer Aufschluss giebt, nemlich den pelasgischen Ursprung des Orakels von Dodona in Epiros. Die angeführten homerischen Stellen belehren uns auch über die älteste Art der Orakelerteilung, wie sie dort üblich war: Aus der hochbelaubten Eiche war der Ratschluss des Zeus zu erfahren, und zwar dienten dabei als Hypopheten oder Erklärer des göttlichen Willens die Selloi oder Helloi, die entsprechend der Heiligkeit des Ortes (cf. Exod. III. 5) „mit ungewaschenen Füssen", also unbeschuht ihren Dienst versahen und dabei, näherhin wohl vorher, auf dem Boden gelagert waren.

Also die Seller oder Heller waren diese Auserwählten des Volkes, welche die Orakelstätte verwalteten. Auf dem Boden gelagert aber waren sie, wie schon Eustathios, der sich dabei auf den Alexandriner Lykophron beruft, zur gedachten Stelle in der Ilias (XVI. 235) bemerkt, als Ausleger des dort Orakel gebenden Zeus, d. h. sie werden auf Fellen geschlachteter Opfertiere geschlafen haben, um im Traum den Willen ihres Gottes zu erfahren (cf. Hermann 192. Anm. 18). Also wäre Dodona in ältester Zeit ein Traumorakel gewesen, aber das nicht allein, sondern zugleich ein Zeichenorakel, oder, wie Welcker sagt, ein Zeichen-Spruchorakel (II 10); ausdrücklich berichtet Strabo: „*οὐ διὰ λόγων, ἀλλὰ διά τινων συμβόλων*" sei das *χρησμῳδεῖν* (Prophezeien, Erteilen von Orakeln) in Dodona erfolgt, wie beim Ammonsorakel in Libyen (Fragm. Palat.-Vatic. VII. 1). Worin bestanden diese Zeichen? Offenbar in erster Linie im Rauschen der Wipfel des hl. Eichbaums, wie ähnlich auch die alten Armenier aus dem Rauschen der Platanenzweige beim Wehen der Lüfte Weissagungen zu entnehmen pflegten. (Lasaulx 299. Anm. 106). Aus der hochbelaubten Eiche war des Zeus Ratschluss zu erfahren.

*) „Jannina stellt mit 49 Donnertagen jährlich das absolute Maximum der europäischen Gewitter dar. Im Juni 1868 hat es bei Jannina an 23 Tagen gedonnert und geblitzt. Die Entladungen an den Akrokeraunien sollen an Stärke und Häufigkeit alles hinter sich lassen, was das Auge blenden und das Ohr betäuben kann."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das steht nach dem Obigen schon für den Sänger der Odyssee fest. Und ähnlich verlegt Hesiod im gedachten 80. Fragment den eigentlichen Sitz des dodonäischen Orakels in die Eiche, die bald *δρῦς*, bald *φηγός* genannt wird; es ist die dem Zeus heilige Eiche mit essbaren Früchten, derselbe Baum, wie Preller bemerkt (Mythol. I 96), welcher dem höchsten Gott des Himmels auch anderwärts in Hellas, wie in Italien und bei den alten Deutschen und Kelten, geweiht war.

Τὴν δὲ Ζεὺς — heisst es in dem angezogenen. von Dodona handelnden Hesiodischen Fragment — *ἐθέλησεν ἑὸν χρηστήριον εἶναι .. ναῖον δ' ἐν πυθμένι φηγοῦ*: in der Tiefe der Buch- oder Speiseeiche (quercus aegilops) wohnte das Orakel. Die Eichen Dodonas also, diese *προσήγοροι δρύες*, diese den Befragenden anredenden und ihn aufklärenden Eichen waren das *τέρας ἄπιστον*, wie es im gefesselten Prometheus des Aeschylos heisst (832); und Sophokles nennt deshalb die dodonäische Eiche eine *δρῦς πολύγλωσσος* (Trachin. 1168), um andere Bezeichnungen zu übergehen.

In dem Baum also schien der Gott zu thronen, im Baume schien er sich den Menschen zu nahen und jedenfalls durch das geheimnissvolle Rauschen seiner Krone beim Wehen des Windes zu den Menschen zu sprechen. Das Rauschen der Zweige konnte stärker oder weniger stark sein, und dem entsprechend mochte man auf Glück oder Unglück schliessen, bejahende oder verneinende Antwort auf eine Anfrage über dieses und jenes Unternehmen geben. Heulte der Sturm mächtig durch die Krone, so mochte eine negative Antwort naheliegen.

Wenn es wahr ist, was Lorentz (die Taube im Altertum 39) sagt, dass nemlich das geheimnissvolle Rauschen der Blätter, welches die tiefe Stille des Waldes unterbricht, unser Herz mit andächtigem Schauer zu erfüllen vermag, so konnte allerdings an heiliger Stätte der Eindruck ein um so tieferer sein; aber man wird zugestehen müssen, dass von da bis zur Errichtung einer förmlichen Orakelstätte, und vollends einer solch bedeutenden, wie es Dodona war, noch ein weiter Schritt ist.

Wohl mochte das Thal von Dodona durch seine alten Eichen die Aufmerksamkeit der alten Ansiedler auf sich ziehen, und mochte in Verbindung mit der Häufigkeit und Schwere der Gewitter, die darüber hinzogen, dazu mitwirken, dass ein Heiligtum des Zeus da gegründet und eine Orakelstätte errichtet wurde, aber in letzter Instanz werden noch andere Einflüsse sich geltend gemacht haben. Hat es nicht anderwärts in Griechenland auch stattliche Eichen gegeben und gewaltige und viele Gewitter, wenn auch vielleicht nicht so viele, als es heutigen Tags im Thal von Jannina giebt? (cf. Stimmen v. Maria Laach 1887, 63 ff. Rüf S. J. über vermutl. Ursachen der zunehmenden Blitzgefahr). Darauf, dass, — um zunächst nur davon zu reden — orientalischer Einfluss bei der Bildung der Gebräuche am dodonäischen Orakel sich geltend machte, scheint allerdings der Umstand hinzuweisen, dass, wie wir oben gesehen haben, Achill in seinem Gebet die Seller *ἀνιπτίποδες* nennt. Lasaulx hat in seiner schon genannten Abhandlung diesen Punkt näher behandelt (295 f). Er sagt: „Barfussgehen der Priester ist ein uralter morgenländischer Brauch", verweist dann ausser der oben bereits citierten Stelle im Exodus auch auf Josua V. 16 und Jesaja XX. 3 und fährt fort: „Schuhe gehören nemlich im Orient nur auf unreinen Boden*) und haben den Nebenbegriff des Stolzes . . Ebenso giengen barfuss die Priester des Melkart

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Karthago, die lokrischen Jungfrauen im Tempel der Athene zu Troja, bei feierlichen Gelegenheiten auch die ägyptischen Priester.“ Weiter ist es wohl möglich, dass der Name, der sich bei Strabo (VII. 7. 11) und anderwärts für die Hypopheten des dodoäischen Zeus findet, *τομοῦροι*, richtiger nicht als gleichbedeutend mit *τομαροφύλακες* d. h. Wächter des Berges Tomaros (an dessen Fuss ja das Heiligtum allem nach lag), sondern als Bezeichnung für Eunuchen gefasst wird (Lasaulx 297). Das würde dann wiederum an morgenländische Religionsgebräuche erinnern, z. B. an die Priester der Artemis von Ephesos, die desgleichen Eunuchen waren.

Einen Einfluss des Auslandes, näherhin des Südostens auf die Entstehung des dodonäischen Orakels finden wir besonders in den Berichten Herodots über Dodona hervorgehoben, freilich ohne dass man deswegen genötigt ist, ägyptischen Ursprung bei der dodonäischen Orakelstätte anzunehmen. Herodot war, wie er uns erzählt, selber in Dodona, und da erfuhr er zunächst, die Pelasger hätten früher alles den Göttern geopfert, ohne bestimmte Kulte und Namen der Gottheiten zu unterscheiden, denn sie hätten von individuellen Götternamen noch nichts gehört gehabt. Götter aber nannten sie — fährt Herodot fort — dieselben darum, weil sie alle Dinge so gut geordnet und verteilt hatten (*ὅτι κόσμῳ θέντες τά πάντα πρήγματα καὶ πάσας νομὰς εἶχον*) (II 52.) Nachdem dann eine lange Zeit vergangen war, erfuhren sie aus Aegypten die Namen der Götter, den des Dionysos ausgenommen, und einige Zeit darauf fragten sie in Dodona an, *τὸ γὰρ δὴ μαντήϊον τοῦτο νενόμισται ἀρχαιότατον τῶν ἐν Ἕλλησι χρηστηρίων εἶναι καὶ ἦν τὸν χρόνον τοῦτον μοῦνον.* Sie fragten also an, ob sie die von den Barbaren kommenden Namen der Götter annehmen sollten; das Orakel bejahte diese Frage, und von dieser Zeit an hätten die Pelasger mit Nennung bestimmter Namen den Göttern geopfert, und von den Pelasgern hätten dann die Hellenen diese Sitte übernommen. (l. c.)

Dieser Bericht des Vaters der Geschichte ist für unsere Frage von grosser Wichtigkeit. Es gab also nach Herodot eine Zeit, in welcher das dodonäische Orakel das einzige war, und in welcher man andererseits die Götter noch nicht unter den Namen verehrte, die ihnen bei Homer und Hesiod gegeben werden. Das Orakel von Dodona aber ist es, das durch eine das ägyptische Namensystem für die Götter billigende Entscheidung den Umschwung, der sich in der Religion des Volkes thatsächlich unter den von Osten her geübten Einflüssen vollzogen hatte, sanktioniert und befestigt.

Ueber die nähere Frage aber betreffs der Enstehung des Orakels selber finden sich bei Herodot drei Angaben, einmal eine von den Zeuspriestern im ägyptischen Theben: zwei heilige Frauen seien von Phöniziern aus Theben fortgeführt und die eine nach Libyen, die andere nach Hellas verkauft worden, und gerade diese Frauen hätten das erste Orakel bei den genannten Völkern gegründet (II 54). Das alte Hellas war aber nach dem Zeugniss des Aristoteles eben die Landschaft um Dodona; „da wohnten — wie Aristoteles sagt — die Seller und die Gräken (*Γραικοί*), wie man sie damals

*) Schon in den Scholia gr. ad Iliad. zu XVI. 235 ist bemerkt: *ἀνιπτίποδες: ἤτοι βάρβαροι σκληροῖς τε καὶ νομαδικῶς ζῶντες . . ἢ τοῦτο ἔκ τινος ἔθους ἐπὶ τιμῇ τοῦ θεοῦ ποιοῦντες.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nannte, während sie jetzt Hellenen heissen". (Metereol. I 14. p. 352 ed. Bekker); und dort insbesondere spielte nach der Annahme desselben Aristoteles „ὁ καλούμενος ἐπὶ Δευκαλίωνος κατακλυσμός" (l. c.), also die deukalionische Flut, ja nach einigen hätte, wie Plutarch (vit. Pyrrh. 1) sagt, schon Deukalion nicht nur den Tempel bei Dodona erbaut, sondern auch bei der Eiche schon Weissagungen gegeben (ἐμαντεύετο ἐπὶ τῇ δρυΐ. Scholia gr. in Iliad. zu XVI. 233).

Was uns nun in erster Linie gegenüber den oben besprochenen Homer-Stellen bei Herodot auffallen muss, ist — von anderem zunächst abgesehen — der Umstand, dass nach jenen Zeuspriestern Frauen, d. h wohl thebische Tempelfrauen, Priesterinnen das dodonäische Orakel gegründet haben sollen, wie denn zu Herodots Zeit zweifellos Priesterinnen zu Dodona als „προμάντεις" oder Verkünderinnen des göttlichen Willens thätig waren. Strabo hat sich die Sache so zurechtgelegt: im Anfang seien es Männer gewesen, welche Orakel erteilt hätten, eben die Seller als Hypopheten des Ratschlusses des Zeus, später aber habe man drei alte Frauen zu diesem Amte bestimmt, nachdem mit der Verehrung des Zeus die der Dione im dodonäischen Tempel verbunden worden sei. (VII. 7. 12.)

Nun ist es freilich möglich, dass die Wirksamkeit von Priesterinnen in Dodona eine zweite Periode in der Geschichte des Orakels bezeichnet, aber an sich erscheinen durch das Vorhandensein männlicher Ausleger des göttlichen Willens am Orakelsitz Priesterinnen auch gleich im Anfang nicht ausgeschlossen, und die Angaben Herodots sprechen jedenfalls eher dafür. Jene konnten ja, wie die Propheten zu Delphi, den Befragenden die von der Priesterin erhaltenen Orakel verkünden, beziehungsweise auslegen, und letzteres speziell war, wenn wir z. B. nur die später zu besprechenden Worte Platos im Phädros (244 B) in Rechnung bringen, in Dodona offenbar ebenso notwendig als in Delphi. Und auch später noch, als zweifellos Priesterinnen zu Dodona thätig waren, gab es neben ihnen Männer als Propheten, und wie wir aus Ephoros (bei Strabo IX. 2. 4) wissen, hatten die Böotier das Privilegium: ihnen durften nur Männer das Orakel erteilen. Begründet wird dieses Recht durch folgende Erzählung, die um so interessanter ist, als sie uns zeigt, wie man schon in früher Zeit die Möglichkeit auch einer Parteilichkeit bei Erteilung eines Orakelspruches in Dodona annahm: Die Pelasger giengen während ihres Krieges mit den Böotiern zum Orakel, um dasselbe zu befragen, und die Böotier ebenso; den letzteren aber antwortete die Priesterin, ἀσεβήσαντας εὖ πράξειν, wenn sie etwas Gottloses thun würden, werde es ihnen gut gehen. Die Abgesandten argwöhnten nun, die Priesterin habe als Pelasgerin ihren Stammesgenossen zu gefallen einen solchen Bescheid gegeben, und schleppten sie deswegen auf einen Scheiterhaufen. Ein aus den zwei Priesterinnen und ebenso vielen Männern gebildetes Gericht aber sprach die Bestrafer jener Priesterin frei, und von da an hatten die Böotier das gedachte Vorrecht. (Strabo l. c.) Mag nun das, wie z. B. Schömann annimmt (II 292), auch nur eine Legende sein, die später zur Begründung des Privilegiums erfunden wurde, auffallend bleibt, dass auch die Legende schon die Möglichkeit einer Pflichtvergessenheit bei den Priesterinnen voraussezt und die Thatsächlichkeit einer solchen Pflichtwidrigkeit geradezu anerkennt.

Doch kehren wir zu den Angaben Herodots zurück! II 55 erzählt Herodot, was ihm die dodonäischen Priesterinnen über die Entstehung des dortigen Orakels

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mitgetheilt hatten: Zwei schwarze Tauben (πελειάδας) seien aus dem ägyptischen Theben ausgeflogen, und die eine von ihnen sei nach Libyen, und die andere nach Dodona gekommen; letztere habe sich auf eine Buche gesetzt und mit menschlicher Stimme gesprochen: hier soll ein Orakel des Zeus sein; und sie, die Dodonäer, hätten das als einen göttlichen Auftrag aufgenommen und demgemäss ein Orakel gestiftet*). Die Priesterinnen zu Dodona, deren älteste Προμένεια — die Vorausdenkende — geheissen habe, wie die zweitälteste Τιμαρέτη — die die Tugend Ehrende — und die jüngste Νικάνδρη — die die Männer Besiegende —, hätten also das gesagt; es hätten aber aber auch die übrigen Dodonäer, die beim Heiligtum seien, mit ihnen übereingestimmt. Unter diesen letzteren sind offenbar Nachfolger der alten Seller zu verstehen. Was also Herodot sich sagen liess in Dodona, war feststehender dodonäischer Glaube.

Nachdem Herodot so referiert hat, giebt er seine eigene Ansicht über diese zwei verschiedenen Erzählungen der Zeuspriester in Theben einerseits und der Dodonäer andererseits. Er sagt: „Wenn wirklich die Phönizier die hl. Frauen fortgeführt und eine von ihnen nach Libyen und die andere nach Hellas verkauft haben, so scheint mir, diese letzere Frau wurde zu den Thesprotern im jetzigen Hellas, das früher auch Πελασγία genannt wurde, verkauft: darauf aber hat sie als Sklavin dort unter einer herrlich gewachsenen Eiche ein Zeusheiligtum errichtet, wie es natürlich war, dass eine Dienerin des Zeus-Heiligtums in Theben da, wo sie hinkam, des Gottes eingedenk blieb. Demgemäss hat sie ein Orakel eingeführt, nachdem sie einmal die hellenische Sprache verstand. (II 56) . . „Peleiaden aber — fährt Herodot im folgenden Kapitel fort — wurden die Frauen meines Erachtens von den Dodonäern deswegen genannt, weil sie in fremder Zunge redeten und Laute wie Vögel auszustossen schienen. Einige Zeit hernach aber redete die Taube, wie sie sagten, mit menschlicher Stimme, nachdem ihnen die Rede der Frau verständlich vorkam, während sie, so lange sie eine fremde Sprache redete, nach Art eines Vogels sich vernehmen zu lassen schien; denn wie sollte eine Taube mit menschlicher Stimme sprechen? Damit aber, dass man die Taube als schwarz bezeichnete, deutet man an, dass die Frau eine Ägypterin war. Die Art der Weissagung aber ist im ägyptischen Theben eine ähnliche wie in Dodona“ (II 57).

Soweit Herodot, der hier zeigt, wie er wenigstens redlich bemüht ist die ihm dargebotenen Nachrichten kritisch zu verwerten und sich ein selbstständiges Urteil darüber zu bilden. Preller (bei Pauly II 1193) bemerkt zu dieser Darlegung Herodots: „Wer dieses unbefangen liest, wird es unmöglich für etwas anderes, als für vorübergehende Zeitvorstellungen halten können, wird aber vermuten, dass man sich um jene Zeit auch in der Weise, wie die Orakel gegeben wurden, den Agyptern zu nähern suchte,“ was sich durch die schon oben erwähnte Notiz bei Strabo (Fragm. VII. 1) — durch gewisse Zeichen, wie beim Ammonium, seien die Orakel gegeben worden — nur bestätige. Ähnlich sieht auch Lorentz (S. 36) in der Erzählung Herodots nichts anderes als eine

*) Nach anderen Nachrichten dagegen hätte näherhin der Holzhauer Hellos zuerst die Stimme der Taube vernommen, und hätte das von ihm abstammende Geschlecht der Seller des Orakels gepflegt. (Philostrat Imag. II 33,) So auch in den Scholia graec. ad Iliad XVI 234: Πίνδαρος Ἕλλοι, . . ἀπὸ Ἕλλου τοῦ δρυτόμου, ᾧ φασι τὴν περιστερὰν πρώτην καταδεῖξαι τὸ μαντεῖον.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

euhemeristische[1]) Tempellegende, die deshalb von den dodonäischen Priesterinnen erfunden worden sei, um dem Orakel ein möglichst hohes Alter zuzuschreiben. Die Beziehung auf das Orakel des thebanischen Zeus lasse sich dadurch erklären, dass dasselbe in Griechenland grosses Ansehen genossen, und gerade in der Zeit des Herodot, (also in der Zeit zwischen dem Anfang der Perser-Kriege und dem Anfang des peloponnesischen Krieges,) sich eine allgemeine Hinneigung zu Ägypten geltend gemacht habe, wie das ja feststeht. Schon in früherer Zeit z. B., unter dem ägyptischen König Psammis (600—594) hatten die Eleer, „die sich ihres am allergerechtesten geordneten Kampfspieles in Olympia rühmten und meinten, etwas, was sich damit vergleichen lasse, könnten selbst die Ägypter, die Weisesten auf der ganzen Welt, nicht erfinden," Gesandte nach Ägypten geschickt mit der Anfrage, ob die Ägypter da etwas noch gerechter einzurichten wüssten. Und wirklich wussten die Ägypter an dem olympischen Kampfspiel zu korrigieren. (Herodot II 160, cf. 58 und 82). Wegen ihrer Weisheit standen ja überhaupt die Ägypter im ganzen Altertum in hohem Ansehen. Wenn die hl. Schrift Salomos Weisheit als eine ausserordentlich hohe bezeichnen will, sagt sie von ihm, Salomo habe an Weisheit alle Orientalen und die Ägypter übertroffen (I Reg IV 30). Um so begreiflicher ist es, wenn auch die Griechen so manches, was sie hatten, auf Ägypten, diese „Hochschule des Altertums," (Weiss, Weltgesch. I 221) zurückführten. Die alte und reiche Kultur namentlich Ägyptens imponierte ihnen, wie Plew (S. 8) sagt, so, „dass sie dieselbe ohne weiteres für älter und in gewissem Sinn vorzüglicher erklärten, als ihre eigene, die damals — zur Zeit Herodots — gewiss in vieler Hinsicht noch weit dürftiger war; und somit war dann die Herleitung der letzteren von der ersteren sehr naheliegend." Man war also bemüht, eine gewisse durch einen Mythus begründete Verwandtschaft zwischen dem Ammonsorakel und Dodona herzustellen, was bei der Ähnlichkeit der Orakelbräuche beiderorts so schwer nicht war; und andererseits wollte man durch jene Angabe betreffs der aus Ägypten dahergeflogenen Taube den Namen erklären, den offenbar schon zu Herodots Zeit die dodonäischen Priesterinnen führten, den Namen Peleiaden. Nur unter dieser Voraussetzung, dass der Name Peleiaden für diese Frauen schon damals gebräuchlich war, hat die Hypothese Herodots in II 57 überhaupt einen Sinn. Dass aber die Zeuspriester im ägyptischen Theben einer solchen ihnen wohlbekannten Tempellegende, wie sie in Dodona verbreitet war, nicht widersprachen, sondern ihrerseits dieselbe nur bestätigten, erscheint zum Voraus begreiflich. Schon das, was Herodot in dem oben dargelegten Bericht (II 52) über das Erfahren der Götternamen aus Ägypten und die nachherige Sanktionierung dieser Götternamen durch Dodona erzählt, spricht, wie uns dünkt, gegen das, was er nachher über die Entstehung des Orakels zu sagen weiss. Wäre wirklich das

[1]) Der aus der kyrenaischen Schule hervorgegangene Skeptiker Euhemeros (c. 350 v. Chr.) wollte in seiner Schrift ἱερὰ ἀναγραφή den Beweis dafür liefern, die verschiedenen von den Griechen verehrten Götter seien in Wirklichkeit nur vergötterte Menschen, und namentlich Zeus, der Nachfolger des Kronos auf Kreta, sei ein grosser Eroberer gewesen, auch in Kreta begraben und nach seinem Tode zu einem Gott erhoben worden; Grundsätze die bekanntlich später vielfach Anklang fanden, namentlich auch bei den Kirchenvätern. (Pauly III 269; Augustinus de civ. Dei VII 18) Auch E. Curtius spricht seine Ueberzeugung dahin aus, die Geschichte der Götter sei die Vorgeschichte des Volkes. (I 53.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Orakel von Ägypten aus durch die gedachte Tempelfrau gegründet worden, so hätte diese wohl auch als ehemalige Priesterin des Zeus die Bekanntschaft mit den fraglichen Götternamen schon mitgebracht, und für das Bekanntwerden derselben von der Orakelstätte aus gewirkt, so dass nicht erst einige Zeit nachher eine Anfrage in Dodona wegen dieser Götternamen nötig gewesen wäre.

Nach anderen, und so nach der oben bereits citierten Annahme Strabos (VII. 7. 12), wären Priesterinnen in Dodona erst aufgekommen, als die Dione *σύνναος τῷ Διΐ* d. h. Mitinhaberin des Zeusheiligtums wurde: ihr nemlich, sagte man weiter, sei die Taube heilig gewesen, und so hätten ihre Priesterinnen den Namen „Tauben“ oder Peleiaden bekommen. Nun ist es freilich wahr: auch der dodonäische Zeus musste sich der in ihrer Art fortschreitenden Zeit anbequemen und zugeben, dass mit seiner Verehrung die Verehrung der aus dem fernen Morgenland herüber verpflanzten Göttin der schaffenden Naturkraft unter dem Namen Dione verbunden wurde (wie denn auch im libyschen Ammonium neben Ammon eine weibliche Gottheit verehrt wurde) (Curtius I 93; Welker I 357; Lasaulx 293. 55); aber die Frage ist: war das Symbol der Dione schon damals, wie Curtius behauptet, die Taube? und wurden die dodonäischen Priesterinnen deswegen Peleiaden genannt?

Jedenfalls ist es nicht ausgemacht, wann die Dione als weibliches Abbild dem Zeus in Dodona beigegeben worden ist, und wäre das auch schon vor Herodot geschehen, so haben wir doch keinen Beweis dafür, dass ihr schon damals die Taube heilig war. Das ist auch die Ansicht von Lorentz in seinem vorjährigen Programm (S. 37).

Aber man ist noch weiter gegangen und hat geradezu behauptet, heilige Tauben hätten in der Eiche zu Dodona genistet. So Bötticher und Plew in der neuesten Auflage von Prellers griech. Mythologie (Lorentz l. c.). Aber einen strikten Beweis für diese Hypothese wird man nicht führen können. Strabo z. B. kennt jedenfalls Dodona nicht als Taubenorakel, sondern die Peleiaden sind ihm das, was *πέλειαι* allerdings auch bedeuten kann*), graue oder alte Frauen; aber da *πέλειαι* auch Tauben bedeutet, so war damit die Möglichkeit gegeben, von dieser Homonymie aus eine Fabel zu erdichten, als hätten in historischer Zeit die dodonäischen Priesterinnen ihren Namen Peleiaden zum Andenken an die hl. Tauben, die in alter Zeit auf der Eiche als Weissagevögel beobachtet worden seien. (cf. Schömann II 291). Freilich redet Sophokles in den Trachinierinnen (171 f.) von einem Spruch der Eiche zu Dodona *δισσῶν ἐκ πελειάδων*. Aber die erste Frage ist: Soll das heissen: „durch den Schnabel der zwei Tauben“, oder „zwischen den zur Seite der Eiche sinnbildlich angebrachten Tauben heraus“? Und wenn selbst die erstere Erklärung die allein richtige wäre, würde damit nur bewiesen, wie Sophokles für die Heroenzeit, in der die Handlung des genannten Stückes vor sich geht, die Art und Weise der Orakelverkündigung sich dachte, beziehungsweise, wie er für diese Zeit die Art der Orakelerteilung glaubte darstellen zu sollen.

Weiter weiss allerdings Dionys von Halikarnass in seiner *Ῥωμαικὴ ἀρχαιολογία* (I 14) von einer Stadt der Aborigener namens Matiene oder Tiora zu erzählen: „Da

*) cf. Servius zu Vergil, Aeneis III 466: anus, Pelias nomine.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

soll ein uraltes Marsorakel gewesen sein, das demjenigen, welches der Sage nach einst bei Dodona war, allem nach sehr ähnlich war, nur dass dort eine Taube von einer heiligen Eiche herunter, bei den Aboriginern aber ein gottgesandter Vogel, den sie Specht und die Griechen Baumhacker (*δρυοκολάπτης*) nennen, auf einer hölzernen Säule sitzend Orakel gab.“ Dieses „der Sage nach“ (*τῷ παρὰ Δωδωναίοις μυθολογουμένῳ*) zeigt aber genugsam, dass jedenfalls in der Zeit des Schriftstellers, also in den letzten Dezennien vor Christus, keine Rede davon war, dass Tauben als Weissagevögel in Dodona benützt worden wären. Und wenn endlich Pausanias im zweiten christlichen Jahrhundert gelegentlich der Erzählung der Mythe vom kalydonischen Dionysos (VII. 21. 1) sagt, bei den Bewohnern des Binnenlandes, den Aetolern und den angrenzenden Akarnanern und Epiroten seien die Tauben und Eichenorakel im höchsten Ansehen gestanden, (*αἱ πέλειαι καὶ τὰ ἐκ δρυὸς μαντεύματα μετέχειν μάλιστα ἐφαίνοντο τῆς ἀληθείας*), so sind auch hier wiederum die *πέλειαι* als Weissagevögel in die Zeit verlegt, in welcher Pausanias die fragliche Mythe sich entstanden denkt. Für die historische Zeit haben wir keine Zeugnisse für eine solche Bedeutung der Tauben in Dodona. Ein solches Zeugniss bietet auch das Gemälde nicht, das Philostratos der Aeltere in seinen Imagines folgendermassen beschreibt (II 33): Auf der Eiche sitzt „die goldene Taube, in Sprüchen so weise . . Kränze sind an die Eiche gebunden, da sie, wie in Delphi der Dreifuss, Wahrsagungen giebt. Da kommt einer, sie um etwas zu befragen; ein anderer, zu opfern. Auch ein Chor aus Theben hat sich um die Eiche gestellt, die Weisheit des Baumes sich aneignend, weil der goldene Vogel sich dort hat fangen lassen . . hier die dodonäischen Priesterinnen mit ihrem finsterernsten und heiligen Wesen; sie scheinen nemlich von Rauch- und Trankopfern gleichsam zu duften.“ So Philostratos. Zu Grund liegt dem Gemälde offenbar, wie schon Welcker bemerkt hat, die Erzählung Herodots über die aus dem ägyptischen Theben gekommene Taube, die sich auf der Eiche niedersetzt und die Stiftung eines Zeusorakels veranlasst. Weiteres ist aus dem Gemälde nicht zu erschliessen; und ebenso wenig aus den noch vorhandenen auf Dodona bezüglichen Münzen, die sämtlich aus späterer Zeit und zum Teil aus der Kaiserzeit stammen. Die Tauben auf denselben können, wie Lorentz mit Recht hervorhebt, ebenso gut nur symbolishe Darstellungen der Peleiaden sein, wie bei dem Fragment einer Statuette, welches in Dodona gefunden worden ist und eine Taube darstellt, die auf einer Frauenhand sitzt und fortfliegen will. (l. c. 37 f. Anm. 13.)

Jedenfalls bildete also zweifellos die hl Eiche des Zeus in historischer wie in vorhistorischer Zeit den Mittelpunkt des Heiligtums zu Dodona, und im Rauschen der Wipfel des hl. Baumes glaubte man den Willen des Gottes zu erkennen. Nach einer bei Suidas sich findenden Bemerkung „bewegte sich die tönende Eiche, wenn die das Orakel Befragenden eintraten, die Priesterinnen aber liessen sich also vernehmen „So spricht Zeus.“ (l. c.)

Entsprechend dieser Art der Orakelerteilung in Dodona ist in der Odysee-Ausgabe von Fäsi-Hinrichs (zu XIV. 327) sogar angenommen, die reduplizierte Form *Δωδώνη* sei vielleicht von *δονεῖν*, mit Geräusch bewegen, hin und hertreiben abzuleiten, stehe somit für *Δονδώνη*. Buttmann dagegen sieht in *Δωδώνη* die Namen *Διὸς Διώνη* vereinigt, während G. Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie Aufl. 5 S. 484)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des dort verehrten Gottes zusammenhängen, also mit dem Stamm *ΔιΓ*, so dass *Βώδων* — der thessalische Name für Dodona — für *Δι(F)ώδων* stünde; doch bleibt das *ω* und der Ursprung der zweiten Silbe dunkel.“ Anders erklärt das Wort Preller, der, auf eine Bemerkung Apollodors bei Stefan von Byzanz zurückgehend, *Δωδώνη* auf den Stamm von *δοῦναι* zurückführt; Zeus heisse der dodonäische, *ὅτι δίδωσιν ἡμῖν τὰ ἀγαθά* (Mythol. I 96. 4)

Um nun aber die Gabe des Zeus entgegennehmen zu können und das Rauschen des Windes in der Krone der Eiche zu verstehen, brauchte es eine entsprechende Erleuchtung. Das geht schon daraus hervor, dass z. B. Plato im Phädros 244 B die Priesterinnen in Dodona mit der Prophetin in Delphi zusammenstellt und von der letzteren wie von der ersteren sagt: *μανεῖσαι μὲν πολλὰ δὴ καὶ καλὰ ἰδίᾳ τε καὶ δημοσίᾳ τὴν Ἑλλάδα εἰργάσαντο, σωφρονοῦσαι δὲ βραχέα ἢ οὐδέν.* Also im Zustande der Ekstase haben sie sich nach vielen Seiten hin, im öffentlichen wie im Privatleben, hohe Verdienste um Griechenland erworben, im Zustand der Besinnung aber kleine oder keine. Und nachher stellt Plato in die gleiche Kategorie Sibyllen und alle andern, die in gottbegeisteter Wahrsagung vielen vielfältig richtige Sprüche für die Zukunft erteilt hätten. Aehnlich sagt später Pausanias: *αἱ πέλειαι παρὰ Δωδωναίοις ἐμαντεύσαντο μὲν ἐκ Διὸς καὶ αὗται, Σίβυλλαι δὲ ὑπὸ ἀνθρώπων οὐκ ἐκλήθησαν.* Dass er von den Priesterinnen, und nicht von Tauben redet, ist ja klar. Auch ihre Weissagungen aber beruhen ihm auf göttlicher Eingebung, wenn auch diese Priesterinnen den Namen Sibyllen nicht bekommen haben. Und Pausanias weiss weiter zu erzählen, diese dodonäischen Priesterinnen, die Peleiaden, sollen zuerst unter den (prophetischen) Frauen diese Verse gesungen haben:

Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein; o Zeus, du Gewalt'ger!
Frucht bringt die Erde hervor; drum nennet Mutter die Erde! (X. 12)

Das stimmt — mag auch die Form der Verse aus einer späteren Zeit stammen — mit dem, was wir oben im Berichte Herodots über die Sanktionierung der hellenischen Religion von Dodona aus gefunden haben. Was dem wahren, lebendigen Gott zuzuschreiben ist, die Ewigkeit und das absolute Sein vor allem andern, wird hier von dem Haupte des olympischen Götterstaates ausgesagt, und zwar von Frauen im Zustand der *μανία* oder mantischen Begeisterung. Allein darauf kommt es uns an. Pausanias also wie Plato lebte der Ueberzeugung, zur Erkenntnis, was das Rauschen der hl. Eiche im einzelnen Fall zu bedeuten habe, brauche es auf Seiten der Priesterinnen eine Ekstase oder Verzückung, und erst so kam es zu einem Erfassen oder Verstehen des göttlichen Willens Und ebenso spricht sich der ebenfalls dem zweiten christlichen Jahrhundert angehörige Rhetor Aristides dahin aus, die dodonäischen Priesterinnen hätten, wie die Pythia in Delphi, weder vorher, vor dem Ergriffensein durch den Gott, irgendwie gewusst, was sie sagen würden, noch wüssten sie nachher, was sie gesagt hätten, so dass eher alle andern, als sie selber, wüssten, was sie sagen (bei Lasaulx l. c. 308).

Freilich nähere Nachrichten darüber, wie sich die Peleiaden vorbereiteten, um in diesen Zustand der Begeisterung zu kommen, fehlen uns. Dagegen berichtet Servius, der Kommentator Vergils, ausdrücklich, am Fuss der gewaltigen dodonäischen Eiche u. wie aus ihren Wurzeln sei eine Quelle hervorgesprudelt, aus deren Gemurmel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die „anus Pelias nomine instinctu deorum“ Orakel gegeben habe (zu Aen.III 4 66). Es ist dies allerdings das einzige Zeugnis, das wir für die Annahme haben, es sei in einer zweiten Periode der dodonäischen Orakelstätte auch aus dem Murmeln einer hl. Quelle dort geweisagt worden; aber was uns Plinius über diese Quelle beim Zeusheiligtum zu Dodona erzählt, deutet jedenfalls eine höchst eigentümliche Beschaffenheit derselben an. Nach Naturalis histor. II 103, 228 brachte dieselbe nemlich, obgleich sie eiskalt war und brennende Fackeln, die man darin eintauchte, erlöschten, abgelöschte doch wieder zum Brennen; mittags versiegte sie immer, während sie dann gegen Mitternacht mit reicher Wassermasse hervorkam, um nachher wieder allmählich abzunehmen. Wir müssen natürlich das von Plinius über die angeblich in dieser Wunderquelle wieder zum Brennen gebrachten Fackeln Erzählte dahingestellt sein lassen, und vollends zu der mystischen Auffassung des Vorgangs, wie sie bei Lasaulx sich findet, können wir uns — wir gestehen es — nicht erschwingen. Der genannte, tiefsinnige Forscher meint nemlich (S. 300 f), das von Plinius Berichtete habe vielleicht den Sinn, das gewöhnliche, solarisch wache sinnliche Leben müsse untergehen, damit die in der Seele schlummernde prophetische Kraft aufleben könne; die Fackel des menschlichen Geistes müsse erlöschen, damit ein göttlicher sich entzünde; der Untergang des Jchs sei der Aufgang Gottes in der Seele, oder — um mit den Mystikern zu sprechen — der Sinne Untergang sei der Wahrheit Aufgang. So fern es uns gewiss liegt, die tiefe objektive Wahrheit des letzteren Gedankens leugnen zu wollen, so entschieden müssen wir eine derartige Deutung des angeblichen dodonäischen Wunderquells ablehnen. Bei der Ekstase der dodonäischen Priesterinnen kann es sich schon nach dem, was wir bisher an Zeugnissen darüber beigebracht haben, nicht um einen „Aufgang Gottes“ d. h. des wahren Gottes „in der Seele“ gehandelt haben. Wo wahrhaft der Geist Gottes wirkt und eine Seele erleuchtet, da ist Licht und klare Erkenntnis, und nicht dieses unklare Nebelgebilde der mantischen Begeisterung, wie wir es bei den dodonäischen Priesterinnen, bei der delphischen Pythia und an andern griechischen Orakelstätten annehmen müssen. Wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen und weisen zunächst nur darauf hin, wie die hier hervortretende ganze Grundanschauung, die Lasaulx gegenüber dem heidnischen Orakelwesen überhaupt vertritt, uns als eine durchaus verfehlte erscheint. Schömann stellt auf Grund der obigen Stelle bei Plinius bloss die Vermutung auf, es sei wohl möglich, dass diese Quelle, wie so manche andere, auch eine erregende Wirkung ausgeübt, und dass die Priesterin, bevor sie weissagte, aus ihr getrunken habe. (II 292). Und das mag das Richtige sein, wie denn Plinius alsbald nachher auch von dem Wasser beim Heiligtum des Juppiter Ammon zu berichten weiss, während es untertags eiskalt sei, komme es bei Nacht zum Sieden. Nur werden wir nicht soweit gehen dürfen, anzunehmen, das blosse Trinken aus der hl. Quelle habe an sich schon die mantische Ekstase zur Folge gehabt.

Erst in späterer Zeit, als die Molosserkönige Herren des Landes um Dodona waren, (Strabo VII 7.5), scheint ausser den bisher besprochenen Arten der Orakelerteilung in Dodona auch Kleromantie geübt worden zu sein. Man muss dies aus einer Angabe bei Cicero (de divinat. I 34. 76) schliessen. Vor der Schlacht bei Leuktra fragten nemlich die Spartaner in Dodona an, ob sie siegen würden; da stürzte ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Affe, den der Molosserkönig besonders gern hatte, das Gefäss mit den Losen um und brachte alles untereinander; nun soll die bei der Orakelerteilung fungierende Priesterin erklärt haben, die Spartaner müssten an ihre Rettung, und nicht an Sieg denken.

Wer bei dieser Art der Erfragung des göttlichen Willens die Lose zog, ob ein Priester oder der betreffende, der einen Orakelspruch zu bekommen wünschte, ist nicht auszumachen; jedenfalls aber scheint es Aufgabe der Priesterin gewesen zu sein, das Los, das herauskam, zu deuten.

Endlich eine weitere Art der Orakelerteilung zu Dodona in späterer Zeit wäre nach manchen Neueren die mittelst eines Erzbeckens gewesen. Dieses im Heiligtum aufgestellte Becken ruhte auf einer Säule, und neben demselben stand auf einer zweiten Säule ein Knabe aus Erz mit einer Geissel in der rechten Hand; wehte der Wind, so schlugen die Knöchel an den beweglichen Kettchen der Geissel an das eherne Becken und bewirkten lang hörbare Töne, aus welch letzteren man nach der Vermutung mancher Archäologen Weissagungen entnahm. Es war ein Weihgeschenk der Kerkyräer (Strabo VII Fragm. 3) und zwar, wie Lasaulx annahm, eine Nachahmung der zwei ehernen Säulen vor dem salomonischen Tempel. Das nicht grosse eherne Becken war, wie der eben genannte Gelehrte sagt, vermutlich „eine Halbkugel und ein Bild des Himmels, die knabenartige männliche Gestalt ein Bild des Demiurgen oder Weltbaumeisters, die Glockentöne ein Symbol der Weltharmonie und Musik der Sphären*) . . Das wunderbare Waldglöcklein sagte allen, die nach Dodona kamen, den Gott zu fragen, dass sie auf heiliger Stätte seien, mit reiner Seele fragen müssten und selber zu schweigen hätten, wo der Gott rede“. (l. c. 306 f.) So Lasaulx. Aber so sinnig diese Auffassung des dodonäischen Beckens ist, sie erscheint uns doch zu problematisch und zu sehr beeinflusst von der Neigung des von Lasaulx mehrfach citierten Philo zu allegorischer Erklärung. Wohl mochte das Becken mit seinen geheimnissvollen Tönen einer Aeolsharfe gleich die dem Orakel sich Nahenden in eine feierliche Stimmung versetzen; ob es aber weiteren Zwecken diente, als denen eines kunstreichen Spielwerks, bleibt bei der Mangelhaftigkeit unserer Nachrichten darüber ungewiss. Das ist auch die Ansicht von K. F. Hermann (gottesdienstl. Altert. 194), wie von Nägelsbach (nachhom. Theol. 179) und Preller (bei Pauly II 1195).

Soviel an der Hand der uns darüber vorliegenden Zeugnisse aus dem Altertum über die Entstehung des dodonäischen Orakels und die verschiedenen Arten der Orakelerteilung daselbst.

In neuerer Zeit hat man die Peleiaden von Dodona auf indogermanischen Ursprung zurückführen wollen und betrachtet dieselben als Wolkenwesen, die sich auf der Eiche niederlassen. So z. B. Duncker, Lauer und Perthes. „In der Eiche selbst erblickt Perthes nach dem Vorgang von Schwartz eine Vermischung von indogermanischen Anschauungen mit pelasgisch-thesprotischen, indem die Vorstellung von dem grossen Wolken- und Wetterbaum am Himmel sich in Dodona mit dem daselbst wachsenden, durch seine majestätische Grösse Ehrfurcht erweckenden Eichbaum vermengte.

*) Dagegen nach dem Atthidenschreiber Demon (Pauly-Teuffel I 2057) ein Bild der Seelenwanderung; wie der Klang durch die Kreise der Becken, so ziehe die Seele auf ihrer Wanderung durch die Kreise verschiedener Sphären. Creuzer Symbol. u. Mythol. IV. 284.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die als Wolkenwesen gedachten Peleiaden können nach seiner Ansicht ursprünglich nur zu dem himmlischen Wetterbaume, nicht zu dem irdischen im Lande der Thesproter gehört haben". Daher sehen auch Schwartz und Perthes in dem Knaben bei dem ehernen Becken ein Abbild des Blitzwesens mit seiner ehernen Geissel, und in dem Klang des Beckens eine Symbolisierung des rollenden Donners; die Quelle aber am Fuss der Eiche gilt ihnen als Sinnbild der Gewitterwolke, die Fackeln dagegen die in der Quelle wieder Feuer fangen, sind ihnen die in der Gewitterwolke zuckenden Blitze. (Lorenz, die Taube im Altertum 38 f.)

Nun wurde freilich — wie wir früher schon gesehen haben — Zeus zu Dodona besonders als Wolkensammler und Regenspender verehrt, als *νάϊος* oder Gott des feuchten Elements und des reichen Segens, der daraus für die ganze Landschaft erwuchs: und nicht umsonst wies das Orakel jeden, der sich ihm nahte, an, dem Acheloos, d. h. dem Wasser, Opfer darzubringen, denn die Wasser vom Stromgebiet des Acheloos gaben dem herrlichen Thal seine Fruchtbarkeit, ja im religiösen und poetischen Sprachgebrauch galt allem nach Acheloos überhaupt als Bezeichnung für Fluss und Flusswasser*) (Preller, Mythol. I 30 und 428). Aber damit ist doch gewiss nicht bewiesen, dass die Verehrung der Eiche zu Dodona, sowie die Entstehung des mit der Eiche zusammenhängenden Orakels, aus der gedachten indogermanischen Vorstellung vom Wolkenbaum abgeleitet werden muss, so wenig, als die Peleiaden deswegen schon Wolkenwesen sein müssen, weil in dem mehrfach citierten Bericht bei Herodot (II 55) die sagenhafte ägyptische Taube als schwarze Taube bezeichnet wird. Was Otto Crusius im Eingang seiner Beiträge zur griechischen Mythologie und Religionsgeschichte geltend macht, dass nemlich die kühnen Hoffnungen, welche die genialen Schöpfer der vergleichenden indogermanischen Mythologie hegten, sich nicht bestätigt haben, und dass insbesondere alle Versuche misslungen seien, griechische Göttergestalten unmittelbar aus indischer Ueberlieferung zu erklären, das wird auch hier seine Geltung haben. Ohnedies würden die Peleiaden als blosse Wolkenwesen, die sich auf dem Wolkenbaum niederlassen, notwendig mit der Natur des Wolkenbaumes zusammenfallen und ihm gegenüber keine eigentliche Selbständigkeit haben, wie wir nach Homer wie Herodot eine solche bei ihnen annehmen müssen; nach Homer, sofern ihm als Hauptsache beim dodonäischen Orakel die hochwipfelige Eiche gilt, diese selber aber wieder Persönlichkeiten fordert, die den in der Eiche sich kundgebenden göttlichen Willen verstehen und erklären; nach Herodot, sofern er jedenfalls die Peleiaden von der Eiche streng sondert; die Peleiaden erst bringen die Eiche zu ihrem Ansehen als Orakelstätte.

Nach diesen Untersuchungen über das Entstehen des Orakels von Dodona wenden wir uns zu einer Betrachtung der Wirksamkeit desselben besonders in der historischen Zeit. Seine Bedeutung war freilich nicht so gross, wie die von Delphi; aber soviel ist ausgemacht, dass auch die dodonäische Orakelstätte geraume Zeit hochangesehen war: in überaus vielen Anliegen fragte man in Delphi und Dodona zugleich an; man glaubte weder das eine noch das andere Heiligtum übergehen zu dürfen.

*) Scholia gr. in H. Iliad. XXIV. 616: . . *Ἀχελῷος καλεῖται πᾶν ὕδωρ.*

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Tragiker setzen es daher als selbstverständlich voraus, dass ihre Helden. die Heroen der Vorzeit, in ihren verschiedenen schweren Kämpfen sich an den dodonäischen Zeus um Rat und Hilfe gewendet haben. Jnachos, Herakles und sein Nachkomme Aletes, Kreon, Achill, Odysseus, Orestes, Äneas, sie alle bringen dem Zeus von Dodona und seinem Orakel den Tribut ihrer Verehrung (Lasaulx 310). Auch aus Mittelitalien, nicht nur aus Griechenland und Unteritalien, kamen Ratsuchende nach Dodona (cf. Dionys v. Halikarnass, Archäol. I 19); ja nach Herodot zu schliessen, kamen dahin sogar aus dem höheren Norden, aus dem Lande der Hyperboreer, heilige Gaben (IV. 33), von Kleinasien nicht zu reden (Herodot I 46). Ganz besonderes Ansehen genoss das Orakel naturgemäss bei den zunächstwohnenden Völkerschaften, wie das auch Pausanias in der oben angeführten Stelle (VII 21. 1) ausdrücklich bezeugt. Speziell Theben hatte, wie wir bereits sahen, ein besonderes Vorrecht, die dodonäischen Orakelsprüche immer durch Männer zu erhalten, und endlich die Beziehungen Athens und Spartas zu Dodona werden wir in einem später anzuführenden Zeugnisse Ciceros genugsam hervorgehoben finden: beide Staaten wandten sich oft genug nach Dodona. Athen inbesondere scheint während des peloponnesischen Krieges dem thesprotischen Orakel mehr angehangen zu haben, als dem delphischen, das zu sehr für Sparta Partei nahm. Den sizilischen Feldzug z. B. lässt Pausanias die Athener auf einen dodonäischen Spruch hin unternehmen, wobei er ausdrücklich beifügt, *Σικελία* — dessen Besetzung Zeus verlangte — sei ein kleiner Hügel unweit der Stadt, sie aber hätten den Spruch nicht verstanden und sich dadurch zu auswärtigen Unternehmungen und zum Krieg mit Syrakus verleiten lassen. (VIII. 11. 6.)

Noch etwa im Jahr 357 rät Xenophon in seiner Schrift von den Einkünften Athens (VI 2; cf. Bender, Gesch. der griech. Lit. 577), falls seine Vorschläge Anklang finden, möge man sowohl nach Dodona als nach Delphi schicken und die Götter da befragen, ob es für den Augenblick und für später entschieden so besser sei für den Staat. Zwei Jahre später schrieb Demosthenes in seiner Rede gegen Midias: „Ihr wisst ja wohl, dass ihr alle diese Chöre und Hymnen nicht nur gemäss den Gesetzen bezüglich der Dionysien dem Gotte veranstaltet, sondern auch gemäss den Orakelsprüchen von Delphi wie von Dodona“ (§ 51). Und im § 53 finden wir dann wirklich als Belege unter anderem auch Orakelsprüche von Dodona, die, wenn sie unecht sind,*) wie so manche andere dieser eingelegten Dokumente, uns wenigstens zeigen, wie die alten Interpreten, denen noch mancher echte Orakelspruch vorliegen mochte, sich dieselben dachten. Der erste dieser Orakelsprüche lautet: „Dem Volk der Athener giebt der Priester des Zeus Folgendes zu wissen: weil ihr die rechte Zeit zum Opfer und zur Absendung einer Festgesandtschaft verabsäumt habt, so befiehlt er, neun erwählte Festgesandte zu schicken, und diese sollen schnell dem Zeus am Tomaros drei Rinder, und zu jedem Rind zwei Schafe opfern, und der Dione ein Rind und einen eheren Tisch“ u. s. f.; und ähnlich verlangt der folgende Spruch (*ὁ τοῦ Διὸς σημαίνει ἐν Δωδώνῃ*), man solle dem Dionysos ein vollkommenes Opfer

*) Wachsmuth (hellen. Altertumskunde II. 2. 508) hält sie, wie überhaupt alle diejenigen Sprüche, in denen das Orakel etwas befiehlt, für am mindesten der Unechtheit verdächtig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darbringen, einen Mischkessel füllen und Chöre aufführen, dem Beschirmer Apollo ein Rind opfern, und es sollen Freie und Sklaven einen Kranz tragen und einen Tag von der Arbeit ausruhen; dem das Eigentum schützenden Zeus aber (*Διὶ κτησίῳ*) solle man ein weisses Rind darbringen. Wir haben diese Orakelsprüche fast vollständig angeführt, weil sie zu charakteristisch sind: Empfehlung und Befestigung des Polytheismus, das ist der immer aufs neue wiederkehrende Refrain darin, wie schon die wiederholte Mahnung „*Ἀχελῴῳ θύειν*“ darauf hinweist.*)

Auf andere allem nach ebenfalls dodonäische Orakelsprüche beruft sich Demosthenes a. 343 in seiner Rede von der Truggesandschaft (298 f), während er in seinem 4. Brief (3) den dodonäischen Zeus und die Dione neben dem pythischen Apollo in ähnlicher Absicht nennt. Und noch in dem „letzten Vermächtnis des platonischen Geistes“, in den Gesetzen, (Pauly, Realenc. V. 1690), also gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts, spricht es der grosse Schüler des Sokrates wie als selbstverständlich aus: ob man eine ganz neue Stadt gründen oder eine alte reformieren wolle, jedenfalls werde kein vernünftiger Mann an dem rütteln, was von Delphi oder Dodona oder vom Ammonium aus, oder durch anderweitige alte Sprüche bezüglich der Götter und Opfer empfohlen worden sei. (V. 738 B.) So fragt denn Cicero noch im Jahr 44 v. Chr. in seiner Schrift de divinatione: Quam Graecia coloniam misit in Aeoliam, Joniam, Asiam, Siciliam, Italiam, sine Phythio aut Dodonaeo aut Hammonis oraculo? aut quod bellum susceptum ab ea sine consilio deorum est? (I. 1. 3). So sehr stand auch ihm die Thatsache fest, dass das dodonäische, wie die andern genannten Orakel ersten Ranges, in den wichtigsten Fragen fort und fort um Rat angegangen wurde; und in jedem gut eingerichteten Staatswesen — hebt er in einem späteren Kapitel derselben Schrift (I. 43. 95) hervor — hat man bekanntermassen es so gehalten: „quis rex unquam fuit, quis populus, qui non uteretur praedictione divina? neque solum in pace, sed in bello multo etiam magis, quo majus erat certamen et discrimen salutis.. Et Athenienses omnibus semper publicis consiliis divinos quosdam sacerdotes, quos *μάντεις* vocant, adhibuerunt, et Lacedoemonii regibus suis augurem assessorem dederunt.. iidemque de rebus majoribus semper aut Delphis oraculum, aut ab Hammone aut a Dodona petebant“. Nach einer Bemerkung bei Pausanias (I. 36. 3) wäre es, um auf einzelnes einzugehen, z. B. ein *μάντις ἐκ Δωδώνης*, Namens Skiros, gewesen, der zur Zeit des Krieges zwischen Erechtheus und Eleusis das alte Heiligtum der Athene Skiras, der Göttin des Ackerbaus und der Baumzucht in Phaleron gegründet hätte; und nach einer andern Angabe desselben Schriftstellers (VII. 25. 1) hätte der Gott in Dodona schon in der sagenhaften Zeit des Königs Apheidas den Athenern den mahnenden Spruch erteilt:

Achte den Areopag und die duftenden Opferaltäre,
Wo vor den Eumeniden die Lakedämonier einst knieen
Werden, im Krieg' überwunden! nicht töte sie dann mit dem Schwerte
Und thu' ihnen kein Leid an! Schutzflehende seien dir heilig!

*) Ein anderes den Athenern erteiltes dodonäisches Orakel verlangte, dieselben sollten für bessere Ausschmückung der Dionestatue in Dodona sorgen; es war um die Zeit, als Alexander M. in Asien weilte. (Hyperides pro Euxen. bei Wolff, de ult. or. aet. 13.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und Pausanias weiss zu erzählen, dieses Orakels hätten die Athener gedacht, als nach dem Tode des Königs Kodros und dem Abzug des peloponnesischen Heeres noch einige Lakedämonier in der Stadt betroffen worden seien, die nun auf den Areopag zu den Altären der Eumeniden geflohen seien. Aber die Unechtheit jenes Orakelspruches, den vollends unser Berichterstatter in Hexametern zu citieren weiss aus einer Zeit lang vor Homer, liegt auf der Hand, wenn auch Wachsmuth wohl zu weit geht mit der Behauptung: „es ist ausser allem Zweifel, dass kein Orakelspruch jemals von vorn herein schriftlich gegeben wurde, dass das Urkundliche hier gänzlich fern lag, und die Orakelsprüche insgesamt sich eine Zeit lang mündlich fortpflanzten“ (hellen. Altertumskunde II 2. 506). Aber von wann an auch in Dodona die Orakelsprüche schriftlich und sogar manchmal ähnlich, wie in Delphi, in Versen gegeben wurden, ist in keiner Weise auszumachen. Dagegen wird man soviel zugeben müssen: Wenn auch der obige, von Pausanias angeführte Orakelspruch unecht ist, so mochten doch thatsächlich von Dodona wie von Delphi aus derartige allgemeine sittliche Grundsätze empfohlen und eingeschärft worden sein. So ist denn dem altgläubigen Pindar, wie wir aus dem erhaltenen Bruchstück eines Päfans auf den dodonäischen Zeus ersehen, dieser nicht nur „allmächtiger Vater“, sondern auch „Schöpfer des Rechts und guter Verfassung“ (Pindars Werke, herausg. v. Hartung IV. 172). Freilich vor allem scheint der dodonäische Zeus das Interesse der Götter und ihrer Pflegbefohlenen vertreten zu haben. So erzählt Pausanias (VII 21. 1) die romantische Sage von Koresos und Kallirrhoe aus der Zeit, als die ätolische Stadt Kalydon noch bestanden habe: die Jungfrau habe die Liebe des Dionysospriesters Koresos beharrlich verschmäht, der Gott aber habe seinen Priester gerächt und eine bösartige Seuche ins Land geschickt. Nun nahmen sie zum Orakel in Dodona ihre Zuflucht und erhielten da den Bescheid, der Zorn des Dionysos werde nicht eher aufhören, als bis Koresos entweder die Kallirrhoe selber dem Gott opfere, oder sonst jemanden, der den Mut habe, für sie in den Tod zu gehen. Und so entleibt sich denn im gegebenen Augenblick Koresos; beim Anblick der Leiche aber wird die Jungfrau von Reue über ihr Benehmen ergriffen und giebt sich auch den Tod. Was uns hier vorzüglich interessiert, ist dies: nach dieser Sage zu schliessen, scheint der dodonäische Zeus in den Augen desjenigen, der die Sage erdichtet hat, und in den Augen derjenigen, welche die Sage geglaubt haben, so zu sagen so recht ein Kind seiner Zeit gewesen zu sein: wie er in einer Zeit, in welcher gesittetere Zustände sich Bahn brechen, für diese eintritt, so nimmt er in einer früheren Zeit keinen Anstand, sogar Menschenopfer zu fordern.

Aber nicht nur Weisungen, wie man sich in diesem und jenem Fall zu verhalten habe, nahm man aus dem Munde der dodonäischen Priesterinnen entgegen, sondern man erhielt bei der hochwipfeligen Eiche zu Dodona auch Belehrungen darüber, was die Zukunft bringen werde. Wir sind durch verschiedene Nachrichten genötigt, das anzunehmen, wenn man auch im allgemeinen zugeben muss, es werde Dodona ähnlich wie Delphi mehr in seinen Sprüchen betont haben, was geschehen solle, was der Wille des Gottes sei, als was geschehen werde, oder was von der Zukunft zu erwarten sei. Hie und da aber mochte nach beiden Seiten hin eine Belehrung gegeben werden. Für den bei Pausanias (VII. 25. 1) berichteten und oben besprochenen Fall nahm jedenfalls der Verfasser der angeblichen Orakelverse dies an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Im Jahre 368 errangen die Spartaner unter Archidamos, dem Sohne des Agesilaos, einen glänzenden Sieg über die Arkader, der nach so manchem vorherigen Unglück Sparta wieder aufrichtete; es ist das jener berühmte Sieg, „den man den thränenlosen zu nennen pflegt“, wie schon Plutarch sagt (Agesil. 33): ohne selbst auch nur Einen Mann zu verlieren, hatten die Spartaner Tausende von Feinden erlegt. Damit hatte sich das erfüllt, was nach dem Berichte bei Diodor(histor. Biblioth. 15. 72) die Priesterinnen zu Dodona ihnen prophezeit hatten: „*διότι ὁ πόλεμος οὗτος Λακεδαιμονίοις ἄδακρυς ἔσται.*“ Im Jahre 332 sodann (so nach Mommsen, röm. Gesch. 3 I 352) fiel bei Pandosia der hochstrebende Epirotenfürst Alexander I., der Bruder der Olympias und Onkel Alexanders des Grossen; die Tarentiner hatten ihn gegen die Bruttier und Lukaner zu Hilfe gerufen, sich aber nachher, als er an die Gründung einer selbständigen Herrschaft in Unteritalien dachte, von ihm wieder abgewandt, und bei dem Rückzug aus einem unglücklichen Gefechte bei dem genannten Pandosia, an dem Flusse Acheron, fand er von der Hand eines lukanischen Emigranten seinen Tod. Damit bewahrheitete sich, wie uns Livius berichtet (VIII 24) ein Spruch des dodonäischen Zeus: Als die Tarentiner ihn nach Italien berufen hatten, warnte ihn das Orakel, „caveret Acherusiam aquam Pandosiamque urbem: ibi fatis ejus terminum dari.“ Und Livius fügt bei, er habe um so schneller nach Italien übergesetzt, um von der Stadt Pandosia in Epiros und vom Acheron dort möglichst weit weg zu sein, thatsächlich nur um an einem anderen Acheron (Acheros) doch zu fallen.*) Lasaulx zieht hieher auch das, was Pausanias über eine Seherin Phaennis, die Tochter eines Chaonerfürsten, berichtet, nemlich sie habe schon ein Menschenalter vor dem wirklichen Eintritt des (im Jahre 277 erfolgten) Zuges der Gallier über den Hellespont diesen vorausgesagt; aber in dem fraglichen, ohnedies an einer der beiden Stellen lückenhaft überlieferten Bericht (X. 12. 5 und 15. 2) ist nicht gesagt, Phaennis sei dodonäische Priesterin gewesen, sondern es heisst an der ersteren, bereits früher grösstentheils angeführten Stelle nur: *Φαεννὶς δὲ . . καὶ αἱ πέλειαι παρὰ Δωδωναίοις ἐμαντεύσαντο μὲν ἐκ θεοῦ καὶ αὗται, Σίβυλλαι δὲ ὑπὸ ἀνθρώπων οὐκ ἐκλήθησαν.* Also scheint Pausanias die Phaennis von den dodonäischen Peleiaden bestimmt zu unterscheiden. Dagegen hat es allerdings viele Wahrscheinlichkeit für sich, dass der Orakelspruch, den nach Plutarchs Erzählung (Pyrrh. 32 ff.) der bekannte König Pyrrhos von Epiros erhalten hatte, dass ihm nemlich bestimmt sei, zu sterben, wenn er einen Wolf mit einem Stier habe streiten sehen, von Dodona ausgieng. Mit bewaffneter Hand war er in Argos eingezogen. Da sah er auf dem Markt unter andern Bildwerken einen Wolf und einen Stier aus Erz, die mit einander kämpfen zu wollen schienen. Dieser Anblick bestürzte ihn bei der Erinnerung an den Orakelspruch; und wirklich brachte ihm bald darauf ein Ziegelstein, mit dem eine Frau vom Dach herab ihn traf, den Tod (a. 272).**)

Eine Art Nachblüte scheint Dodona unter den Königen von Epiros erlebt zu haben, wie denn auch die Münzen dieser Fürsten ausser dem Bilde der Herrscher auch

*) Aehnliches erzählt Pausanias von Epaminondas und Hannibal. (VIII. 11. 6)

**) Somit ist die Annahme Wolffs (de ult. or. aet. 13), die letzten bekannten Orakelsprüche von Dodona datieren aus der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr., eine irrige.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das des Zeus von Dodona oder des Zeus und der Dione mit Kränzen von Eichenlaub tragen (Preller bei Pauly II 1194). Dagegen steckte im Krieg des makedonischen Königs Philipp mit den Ätolern a. 219, wie wir aus Polybios (IV. 67. 3) wissen, der ätolische Stratege Dorimachos die Säulenhallen des Heiligtums zu Dodona in Brand, richtete viele Weihgeschenke zu Grunde und riess das heilige Haus nieder und zwar, wie Lasaulx auf Grund anderweitiger Berichte annimmt, bis auf die innere Kapelle (l. c. 313). Auch unter den späteren Verheerungen von Epiros und Makedonien durch die Römer nach dem dritten makedonischen Krieg (168), als Paullus Ämilius auf geheimen Befehl des Senates an Einem Tag 70 epirotische Ortschaften der Plünderung preisgab, mag Dodona aufs Neue schwer gelitten haben, von einer späteren Verwüstung des Landes bis nach Dodona hin im Jahre 88 vor Chr. durch die Thraker nicht zu reden Lasaulx l. c. 314). Endlich in den ersten Jahrzehnten der christlichen Zeitrechnung war, wie wir aus Strabo (VII 7. 9) ersehen, nicht nur das ehemals so dicht bevölkerte Land der Epiroten grossenteils entvölkert, sondern die Orakelstätte soviel als vergangen, wie die andern (*ἐκλέλοιπε δέ πως καὶ τὸ μαντεῖον τὸ ἐν Δωδώνῃ, καθάπερ τἆλλα*). Aber ganz erlosch das Orakel gleichwohl noch nicht; das ist mit Sicherheit allerdings aus den Worten des etwas späteren Lucan in seiner Pharsalia (VI 426) nicht zu entnehmen, wenn er dem Sextus Pompejus es zum Vorwurf macht, er habe vor seinem Kampf gegen Octavian das dodonäische Orakel nicht befragt; denn wenn Lucan (39—65 n. Chr.) zur Zeit des im Jahre 35 v. Chr. zu Milet getöteten Sohnes des grossen Pompejus das Orakel in Dodona noch in Thätigkeit dachte, folgt daraus nicht, dass es zu seiner eigenen Zeit, über hundert Jahre später, noch in Thätigkeit war. Und wenn Philostratos, der um 200 n. Chr. seinen Roman über den neupythagoräischen Philosophen und Magier Apollonios von Tyana geschrieben hat, diesen dem ersten christlichen Jahrhundert angehörigen angeblichen Wunderthäter auch nach Dodona pilgern lässt (*τὰ εἰς τὸν Τυανέα Ἀπολλώνιον* IV. 24; Wetzer und Welte, Kirchenlex.[2] I. 1096) so ist daraus ebensowenig Sicheres über die Frage zu entnehmen, wie lange nach Strabo (gest. 24) das Orakel in Dodona noch ein Scheinleben fristete. Noch der unter Hadrian lebende, so oft schon genannte Pausanias redet (I, 17. 5) von dem Heiligtum des Zeus zu Dodona als einem noch bestehenden, und ebenso von der hl. Eiche (*τῆς δὲ γῆς τῆς Θεσπρωτίδος ἐστὶ μέν που καὶ ἄλλα θέας ἄξια, ἱερόν τε Διὸς ἐν Δωδώνῃ καὶ ἱερὰ τοῦ Διὸς φηγός*), und in einem späteren Buch desselben Werkes bezeichnet er (VIII. 23. 4) die Eiche in Dodona als den ältesten erhaltenen Baum nach dem Weidenbaum im Heiligtum der Hera auf Samos. Und zwar bestand sie nicht nur, sondern es wurden auch noch Orakel erteilt, wie wir aus dem *λόγος πρὸς Ἕλληνας* des a. 170 gestorbenen Tatian des Assyrers (Alzog, Patrol.[3] S. 83) ersehen. „Höret auf uns, wenn wir reden — sagt er — so gut wenigstens, wie auf eine weissagende Eiche!“ (Lasaulx 314. A. 184.) Ja der bekannte christliche Apologet Arnobius sagt noch im I. Buch seiner um 295 oder zu Anfang des vierten Jahrhunderts verfassten disputationes adv. gentes: nos impios Dodonaeus Juppiter nominat (Alzog l. c. 206. Lasaulx l. c. A. 185). Endlich dass Julian der Apostat bei seinem bekannten Streben, das abgestorbene Heidentum wieder neu zu beleben, ausser andern Orakelstätten auch Dodona noch a. 362 vor seinem Zug gegen die Perser die Ehre anthat, den Gott zu befragen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berichtet Theodoret (Histor. eccl. III 16 ed. Migne) ganz bestimmt; dagegen schreibt Julians Studiengenosse an der Schule zu Athen, der hl. Gregor von Nozianz, schon im Jahr 364 (Orat. V. 32 ed. Migne): „eine Eiche lässt sich nicht mehr vernehmen, ein Becken weissagt nicht mehr“ (*οὐκ ἔτι φθέγγεται δρῦς, οὐκ ἔτι λέβης μαντεύεται*). Wohl begreiflich, dass mit dem jähen Ende des unglücklichen Julian (363) auch dieses letzte Scheinleben des Orakels von Dodona zusammenbrach, wie denn auch Symmachus, der bekannte Anhänger des Polytheismus und Konsul a. 391 in einem seiner Briefe schreibt: non vides oracula olim locuta desiisse . . nec Dodonam loqui frondibus nec de spiraculis Delphicis ullum carmen audiri? (IV. 33 bei Lasaulx 315. Anm. 188). Und ebenso bezeugt der etwas spätere, bereits genannte Bischof von Kyros bei Antiochien, Theodoret (gest. 458), zu seiner Zeit seien alle griechischen Orakel ganz und gar erloschen gewesen; und speziell von Dodona sagt er fast mit den gleichen Worten, wie der hl. Gregor von Nazianz: „nicht schwatzt mehr das dodonäische Becken“ (das nemlich sprichwörtlich geworden war für geschwätzige Leute), „nicht lässt sich die allbekannte Eiche mehr vernehmen, sondern stumm ist der Gott von Dodona, und stumm — fährt Theodoret fort — ist der Gott von Kolophon und von Delos und Pytho, stumm der von Klaros und Didymä . . u. Trophonios und Amphiaraos und Ammon.“ (graecar affect. curatio X. 964 ed. Migne). Und sogar die dodonäische Eiche musste fallen; nach dem schon oben genannten Grammatiker Servius, einem jüngeren Zeitgenossen des Symmachus, wurde sie auf Befehl eines illyrischen Räubers, Namens Arces, umgehauen (zur Äneis III 466, bei Lasaulx 315. 189).

Noch giengen die gewaltigen Gewitter hin über die Höhen des Tomaros; noch zuckten die Blitze und rollten die Donner und heulten die Winde hin über das Thal von Dodona; aber die Menschen pilgerten nimmer her, und der dodonäische Zeus war vergessen, wie die Seller, seine Hypopheten, und wie die Peleiaden. Was war er gewesen, dieser Zeus von Dodona? wer war hinter den Coulissen gestanden und hatte Jahrhunderte lang von dieser Orakelstätte aus einen ganz ungemessenen Einfluss auf weite Kreise in und ausser Hellas geübt? einen Einfluss, der für die am klarsten blickenden Männer, für einen Plato so gut wie Demosthenes, ein ganz unbestreitbarer war?

Wir müssen zu unserem Bedauern hier abbrechen und die ähnliche Behandlung speziell des delphischen Orakels einem, so Gott will, späteren Programm vorbehalten, um dann auf Grund des so vorgelegten Materials im Zusammenhang mit weiteren Thatsachen alter und neuerer Zeit zu dem, wie uns dünkt, ganz unabweisbaren Resultat zu gelangen, das früher bereits angedeutet wurde. Aber jetzt schon wird man fragen können: ist ein so weit gehender Einfluss, wie er von Dodona ausgieng, denkbar bei der blossen Annahme jener von Lasaulx (u. Plutarch) betonten, angeblich überhaupt in der Menschenseele ruhenden prophetischen Kraft? warum ist diese eigentümliche Kraft, die so viel erklären soll, beim Emporkommen des Christentums mehr und mehr zurückgetreten? und war es überhaupt möglich, mit den Mitteln, die gemäss den besprochenen Zeugnissen zu Dodona angewandt wurden, um den göttlichen Willen, beziehungsweise die Zukunft auszuforschen, dieses Ziel zu erreichen ohne das Hereingreifen anderer Faktoren, deren Wissen über menschliches Wissen geht? vollends aber, wenn wir diese Konsequenz in der Thätigkeit des Orakels ins Auge fassen, von dem Zeitpunkt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an, wo Dodona nach Herodots Angabe die verschiedenen in Hellas aufgekommenen Götternamen bestätigt, bis zu den Jahrhunderten, in welchen dieser abgelebte Zeus gegen die Christen als gegen ein gottloses Geschlecht seine Sprüche schleudert: kann man da anders als denken: der Widersacher Gottes hat in dem Orakeswesen eines der mächtigsten und nachhaltigsten Mittel gefunden, dem wahren lebendigen Gott so recht entgegenzuarbeiten, beziehungweise sich selber an die Stelle Gottes zu setzen?

(Schluss der 1. Abteilung.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf